

Fluchtweg durch die Hintertür

Anne-Marie Im Hof-Piguet

Eine Rotkreuz-
Helferin
im besetzten
Frankreich
1942-1944
Im Waldgut



CHÂTEAU DE LA HILLE



DAS HÔTEL D'ITALIE



Anne-Marie Im Hof-Piguet * 1916, Kindheit in La Vallée de Joux. Studium in Lausanne und Wien. 1942–1944 in Frankreich, im Dienst der Kinderhilfe des Roten Kreuzes. Begegnung mit dem Antisemitismus. 1959 Mitbegründerin von «Swisscontact», einer Stiftung für Entwicklungszusammenarbeit mit der Dritten Welt. Anne-Marie Im Hof-Piguet lebt in Bern.

Eine junge, tatkräftige Schweizerin betreut mit Gleichgesinnten im Rahmen des Roten Kreuzes spanische und jüdische Kinder, deren Eltern gefährdet oder verschollen sind, um sie in Heimen über den Krieg zu bringen. Zuerst in der Nähe von Genf, dann bei Toulouse, bezieht man ein unbewohntes Schloss und richtet es notdürftig ein.

Die Besetzung der Nazis wird immer repressiver. Die jüdischen Kinder werden, wenn sie 18 Jahre alt sind, abgeholt, in Sammellager gesteckt und deportiert. Um diese Deportationen zu verhindern, richten die Helferinnen veritable Schmuggelwege ein, auf denen sie, trotz Bedenken und Drohungen des Roten Kreuzes, die Kinder auf abenteuerliche Weise in die Schweiz bringen.

Das Rote Kreuz, von der Nazi-Diplomatie eingeschüchtert, will die Rettungsaktionen mit allen Mitteln verhindern. Dies gelingt schlecht, denn die jungen Frauen stellen ihre Menschlichkeit über die Staatsräson und handeln äusserst einfallsreich im Sinn der «Pflicht zum Ungehorsam gegen den Staat», wenn es gilt, Menschenleben zu retten.

Die Asyl-Diskussionen zeigen, dass wir unsere Situation des «vollen Bootes» wieder einmal gründlich überdenken und neue Handlungsweisen finden müssen, die unserem Land anstehen: ein *Land für Menschen* zu schaffen. Die **Hintertür** gibt ein Beispiel dafür.

Darüber hinaus erhalten wir ein eindrückliches Bild von der Überlebensstrategie einer kleinen, auf sich gestellten Gruppe in einer scheinbar bewältigten, doch uns immer wieder einholenden Zeit.

ISBN 3 7294 0045 2

Übersetzung
aus dem Französischen von
Margrit von Dach

Im Waldgut

Alle Rechte vorbehalten
Copyright by Verlag Im Waldgut AG
Frauenfeld 1987
Der Originaltitel lautet
La Filière
Copyright 1986 by Editions de la Thièle
CH-1400 Yverdon-les-Bains

ISBN 3-7294-0045-2

Verlag Im Waldgut
Eisenwerk, Industriestrasse 21
CH-8500 Frauenfeld

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Inhalt

Vorwort von Jean-Claude Favez	7
Einleitung	15

Erster Teil

Erste Begegnungen mit dem Antisemitismus	17
I Die Juden und wir, bevor es zum Krieg kam	19
II Der Krieg – 1939-1940	22
III Montluel – Juni 1942 bis Januar 1943	24
IV Meine Reise nach Rivesaltes	28
V Im Schloss	31
VI Toulouse, an der Rue du Taur	45

Zweiter Teil

Mitten im Drama	50
VII Das vom Antisemitismus heimgesuchte Frankreich	51
VIII Bericht von Emmi Ott	54
IX Die Geschichte des Schlosses La Hille	61
X Das Lager von Vernet (26. August 1942)	67
XI Offizielle Reaktion aus Bern	73
XII Heimlich verlässt man das Schloss	75
XIII Des Herrn Ministers Schokolade	80
XIV Noch immer Angst	84

Dritter Teil

Fluchtweg durch die Hintertür	89
XV Meine Ankunft auf La Hille	91
XVI Erster Versuch	95
XVII Familie Schmutz	100
XVIII Erneut Alarm	103
XIX Der Weg durch den Risoud	107
XX Die Odyssee zweier kleiner Mädchen	120
XXI Eine Hochzeit	124
XXII Eine letzte Flucht	129

Nachwort	137
Anhang I	139
Anhang II	143
Anhang III	150
Anmerkungen zum Vorwort	155
Anmerkungen zum Inhalt	156

Vorwort

Die Kinder von Montluel und La Hille

«... eine helle Partie im Bilde der eidgenössischen Flüchtlingspolitik stellt die Betreuung ausländischer Kinder dar,» schreibt Edgar Bonjour¹ zur schweizerischen Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg, für die er im Übrigen manchmal schonungslose Worte findet.

Die aus privater Initiative heraus entstandene und anschliessend im Schweizerischen Kinderhilfswerk zusammengefasste Hilfsaktion verhalf Kindern, vor allem aus Belgien und Frankreich, zu einem dreimonatigen Aufenthalt bei einer Schweizer Familie. Zwischen 1941 und 1942 haben auf diese Weise mehrere Tausend Kinder zeitweilig Aufnahme in der Schweiz gefunden. Anfang 1942 unterstellt der Bundesrat, mit dem Ziel, die Hilfsaktion zu erweitern und sie zugleich in den Dienst der Neutralitätspolitik zu stellen, das Rote Kreuz der seit 1939 mobilisierten Armee. Es wird neu der Posten eines Delegierten bei der Vereinigung internationaler Hilfswerke geschaffen; der Delegierte ist direkt dem Vorsteher des politischen Departements unterstellt und hat den Auftrag, die wohltätigen Aktionen von öffentlicher und privater Seite zu koordinieren und anzuregen.

Für die Behörden können Kinder, selbst wenn sie eine privilegierte Gruppe sind, keine Ausnahme von den in der Flüchtlingspolitik allgemein geltenden Regeln bilden.² Im Frühjahr 1941 beispielsweise erklärt man von Seiten der Polizeidivision, für die Konvois könnten nur Kinder französischer oder schweizerischer Abstammung in Frage kommen, deren Nationalität ausserdem unangefochten und vor jedem Entzug sicher sein müsse. Flüchtlinge und Nichtarier können infolgedessen der Einladung zu einem Schweizer Aufenthalt, die ih-

nen vielleicht von Verwandten oder Freunden zukommt, nicht mehr Folge leisten. Aber haben nicht gerade diese Kinder mehr als andere unter den Folgen des Krieges zu leiden ?³

Wenn Wohltätigkeit in politischem Rahmen stattfindet, kann der linken Hand nicht verborgen bleiben, was die rechte tut. Die von Gottlieb Duttweiler 1942 lancierte Idee einer grossangelegten, von Grossindustrie und Konsumenten finanzierten Aufnahmeaktion für 200'000 Kinder weckt bei den Behörden lebhaftes Beunruhigung. Man fürchtet, eine mit so grossen Mitteln ausgestattete Bewegung nicht unter Kontrolle halten zu können⁴ und beeilt sich, eine im März durch Nationalrat Reinhard und dreiundfünfzig seiner Kollegen dagegen eingereichte Motion zu unterstützen, mit der der Bundesrat aufgefordert wird, «ein grossangelegtes Hilfswerk zugunsten der durch Krieg, Epidemien und Hunger bedrohten Kinder Europas ins Leben zu rufen.»

Im Namen des Bundesrats nimmt Pilet-Golaz den Vorschlag an und stellt die Geste mit einer schwülstigen, hochtönenden Rede in die Perspektive des Friedens und der Neutralität:

«... Und doch kann unsere Neutralität, diese Neutralität, die seit Jahrhunderten untrennbar mit uns verbunden ist, diese Neutralität, die weder furchtsame Geste kritischer Tage noch zweifelhafte Frucht der Berechnung ist, diese Neutralität, absolute Notwendigkeit für unseren inneren Zusammenhalt und unumgängliches Postulat für die fruchtbare Zusammenarbeit in unserem kleinen Vaterland der strahlenden Zivilisationen, die den Ruhm Europas begründeten – dennoch kann diese Neutralität, wenn sie das klare Bewusstsein ihrer Daseinsberechtigung und Bestimmung bewahrt, sich ihrerseits zu Grösse aufschwingen. Zur Grösse des Opfers – wird doch alle Grösse durch Opfer errungen. Nicht das höchste Opfer freilich, dasjenige des Bluts, dem ein Volk wie das Schweizervolk – immer bereit, es für seine Unabhängigkeit darzubringen, wie seine Geschichte

und seine Armee es höflich bezeugen – seinen Respekt zu zollen weiss. Ein gegen aussen hin weniger spektakuläres Opfer vielleicht, aber doch echt in seinem Beharren und seiner Selbstlosigkeit, das Opfer dessen nämlich, der sich selbst zugunsten des andern vergisst ...»⁵

Die Motion Reinhard wird in ein Postulat umgewandelt.⁶

Vor Ende 1942 indessen fällen die Deutschen in dieser Sache den Entscheid, indem sie jeden Transport französischer Kinder verbieten. Die vom Kinderhilfswerk des Schweizerischen Roten Kreuzes organisierte Aufnahme von Kindern zu einem zeitlich begrenzten Schweizer Aufenthalt wird in der Folge längere Zeit unterbrochen.

Es wäre nicht nur ungerecht, sondern auch ein Irrtum, wollte man die an den vom Krieg betroffenen Kindern geleistete Hilfe allein danach beurteilen. Die politische Vorsicht, die offizielle, für unser heutiges Empfinden hohltönende Rhetorik dürfen nicht vergessen lassen, was in und ausserhalb der Schweiz getan worden ist. Man hat tatsächlich Opfer gebracht, und zahlreiche Schweizer sind selbstlos dazu bereit gewesen, sind mit ihrer Opferbereitschaft und Hingabe auch wirklich den deutschen, den französischen und den eidgenössischen Behörden gegenüber ein Risiko eingegangen.

Eine der dramatisch stärksten Stellen im Bericht von Frau Im Hof-Piguet ist die Schilderung der Ereignisse, durch die das Schloss La Hille im Sommer 1942 erschüttert wird. Sie stehen mit den zu dieser Zeit stattfindenden Deportationen in Zusammenhang, die symbolisch durch die grosse Razzia vom Vel d'Hiv (im Juli 1942) in die Geschichte eingegangen sind.

Am 1. September müssen die Grossen aus dem Schloss, in Begleitung ihrer Leiterin Rösli Näf, zusehen, wie ein Zug Deportierter das Lager von Vernet verlässt. Seit achtundvierzig Stunden erst wissen sie, dass sie nicht mitfahren müssen. Noch nicht, mindestens.

Dieser Aufschub, denn nur darum kann es sich handeln, ist vom Kinderhilfswerk des SRK, und namentlich von seinem

für Frankreich zuständigen Leiter Maurice Dubois erreicht worden.

Auf die Nachricht, dass man die Kinder von Schloss La Hille weggeholt hat, bricht er unverzüglich nach Vichy auf, um bei den französischen Behörden vorstellig zu werden; er ist in Begleitung des Schweizerischen Geschäftsführers.⁷ Durch einen glücklichen Zufall ist Minister Walter Stucky selbst in diesem Augenblick abwesend. Das verleiht den Bemühungen Maurice Dubois einen diskreteren Anstrich. In Bern, wo Vorsicht die Regel ist, nimmt man diesen Umstand gewiss auch mit Erleichterung zur Kenntnis. Wie soll man handeln? Soll man offiziell gegen den Schlag protestieren, der gegen die Niederlassung des Kinderhilfswerks des SRK geführt worden ist?

Was sagen Eduard von Haller, der Delegierte für Hilfsvzerke, und Minister Stucky dazu? Beide meinen, es sei delikater, eine durch die französische Regierung getroffene Massnahme auf diese Weise zu desavouieren.

Es stellen sich aber auch andere Fragen: werden die Familien, die bereits französische Kinder bei sich aufgenommen haben, nicht mit Empörung reagieren, wenn sie erfahren, dass die Eidgenossenschaft so ohne Weiteres die Deportation von Kindern akzeptiert? Und müsste man sich nicht um das Los der Kinder kümmern, die nach dem Verschwinden ihrer Eltern zu Tausenden sich selber überlassen bleiben?

Der Vorsteher der Polizeiabteilung, Heinrich Rothmund, ist indessen der Ansicht, ohne eine Garantie von amerikanischer Seite, die eine spätere Niederlassung in den Vereinigten Staaten zusichere, könnten nicht mehrere Tausend jüdischer Kinder provisorisch in die Schweiz aufgenommen werden.⁸

Am 8. September kehrt W. Stucky nach Vichy zurück und verlangt sofort eine Unterredung mit Pierre Laval. Er ist offiziell damit beauftragt, die Konsolidierung der Versprechen zu erreichen, die man Maurice Dubois am 28. August gegeben hat. Dem Président du Conseil, der ihn mit den Worten «Kommen auch Sie, um mir wegen der gegen die Juden ver-

fügten Massnahmen die Leviten zu lesen?» empfängt, gibt er zur Antwort, er habe tatsächlich die Absicht, mit ihm über gewisse Konsequenzen des praktizierten Antisemitismus zu sprechen, es sei indessen nicht die Rolle der Schweiz, Frankreich Lektionen zu erteilen.

Schliesslich erhält er für die Jugendlichen von über 16 Jahren, die sich in den Heimen des Kinderhilfswerks des SRK befinden zwar nicht den Dispens von den allgemeinen Massnahmen, aber immerhin die Zusage, sie sollten *korrekt behandelt werden* (?); die jüngeren wolle man, zumindest vorläufig von der Deportation verschonen.⁹ In den darauffolgenden Wochen verlangen das Kinderhilfswerk SRK und andere Hilfsorganisationen wie das unter der Obhut des Völkerbunds stehende Hochkommissariat für das Flüchtlingswesen, mit Sitz in London,¹⁰ von den schweizerischen Behörden umsonst weitere Bemühungen zugunsten der jüdischen Kinder in Frankreich.

Die zunehmenden Deportationen und die vollständige Besetzung Frankreichs am 11. November 1942 kommen eventuellen guten Absichten zuvor.

Die Geschichte der humanitären Aktion der Schweiz und der Schweizer im zweiten Weltkrieg zu schreiben, ist keine einfache Sache. Die in den öffentlichen Archiven vorhandenen Dokumente geben im Wesentlichen einen Einblick in die Staatspolitik, in die Verhaltensrichtlinien der Behörden, von denen das, was die Eidgenossenschaft an guten Diensten hätte leisten können, oft auf sehr engherzige, kleinliche Art dem nationalen Interesse untergeordnet wurde. Nicht dass man an den guten Vorsätzen zu zweifeln hätte, aber sowohl auf menschlicher wie auch auf politischer Ebene ist doch nicht selten ein Mangel an Vorstellungskraft und eine übermässige Rücksichtnahme auf juristische Formalitäten zu beklagen. Weiter scheint der strategische Horizont des kleinen Staates oft nicht gereicht zu haben.

Die Veröffentlichungen der Hilfsorganisationen, die sich zugunsten der Kriegsoffer eingesetzt haben, sind kaum dazu an-

getan, diese Sicht der Dinge zu korrigieren: oft handelt es sich um blosse Geschäftsberichte, oder dann sind es Loblieder auf den guten Willen Einzelner, denen die nötige kritische Distanz und politische Perspektive fehlt.

Umso mehr fällt das Zeugnis von Frau Im Hof-Piguet ins Gewicht, denn es ist der einfache und meist direkte Ausdruck derer, die an Ort und Stelle gewesen sind. Es wird hier nicht der Versuch unternommen, aus einem Winkel des Schlachtfelds heraus die Gesamtheit der Auseinandersetzungen ins Auge zu fassen. Vielmehr ist da eine Atmosphäre beschrieben, so fundiert, so genau, so konkret; man könnte sagen, dass man bloss die Augen schliessen muss, und man hat das Bild vor sich.

Wäre das Schicksal der jüdischen Kinder in Frankreich zu ändern gewesen, wenn die Schweiz eine mutigere Haltung eingenommen hätte? Die Frage lässt sich nicht eindeutig beantworten, selbst wenn man durchaus Gründe hat anzunehmen, der Lauf des nationalsozialistischen Wahns wäre durch nichts – nichts zumindest, was im Rahmen schweizerischer Dimensionen geblieben wäre – aufzuhalten gewesen, und obwohl einige Schweizer mit ihrem Mut zahlreiche Leben haben retten können.

Müssen wir uns diese Fragen aber nicht auch, abgesehen vom geschichtlichen Interesse, im Hinblick auf unsere Gegenwart stellen? Das in Kriegszeiten geübte Schweigen, die Ausflüchte, die Selbstbezogenheit haben sich in Tatsachen niedergeschlagen. Sind die feindseligen Reaktionen den neuen Flüchtlingen gegenüber, die in einem Teil der öffentlichen Meinung zum Ausdruck kommen, aber nicht gleicher Natur? Wobei wir doch heute in Frieden und Wohlstand leben?

Frau Im Hof-Piguet hütet sich davor, ein einseitiges Urteil zu fällen, hütet sich, aus dem Vergangenen eine Lehre ziehen zu wollen. Sie erzählt die Geschichte von ein paar Menschen, die sich dafür aufopferten, vom Unglück betroffenen oder gar vom Tode bedrohten Kindern und Jugendlichen zur Rettung

zu verhelfen. Eine sehr alte Geschichte. Man hat sie bereits im Altertum erzählt. Es ist die Geschichte von Frauen und Männern, denen die Liebe zu den Menschen und zum Leben wenn nötig über den Anspruch der Staatsgesetze geht.

*Jean-Claude Favez
Professor für Geschichte
an der Universität Genf*

Einleitung

La Vallée de Joux, Land meiner Herkunft

La Vallée de Joux, ein Grenzland, auf der einen Seite die Schweiz, auf der anderen Frankreich, ein jurassisches Hochland. Ein Land der Wölfe, ein melancholisches Land, hartes Land mit endlosen Wintern, Ein Land von Uhrmachern, die sorgfältig arbeiten und ihre Herzensgüte verraten, wenn sie singen. Das Land meiner glücklichen Kindheit zwischen See und Wald, Ein Dorf, Le Sentier, wo mir die Türen der Häuser weit offenstehen. Ein See mit wilden Ufern, wo wir tagelang in der Sonne braten. Und der Risoud, der Zauberwald.

Der Risoud: der Stolz unserer Familie, fast unser Privatbesitz. Mein Grossvater, Florentin Piguet, ist Forstinspektor, mein Vater später ebenfalls. Sie haben über die Gesundheit des grossen Waldes zu wachen, wo die Rottannen hochschieszen wie die Pfeiler einer Kathedrale. Als ganz kleines Kind weiss ich bereits, dass man aus diesem feingeäderten, fast knotenfreien Tannenholz Geigen bauen kann.

Auf Piguet-Seite gehört die Familie nicht dem Uhrmachersgewerbe an. Wir befinden uns «auf der guten Seite der Barriere», wie mein Vater, ohne dass ihm dabei die Schamröte ins Gesicht schiesst, zu sagen pflegt. *Gazette de Lausanne*, Liberale Partei. Überall Bücher, von Rabelais bis Anatole France ... Er ist ein Skeptiker, handhabt geschickt Humor und Sarkasmus. Nicht ohne eine Prise Verachtung distanziert er sich von den Fabrikarbeitern, rechtschaffenen, ausgezeichneten Handwerkern, die ihm aber zu gefügig sind, Schafe, in seinen Augen.

Meine Mutter war eine gute Schülerin, sie hätte ihr Studium fortsetzen wollen; sie musste hinter ihren drei Brüdern zurückstehen – damals eine Selbstverständlichkeit. Mein Vater indessen war ein Freund der literarisch gebildeten Frauen des 18. Jahrhunderts und ihrer Salons. Ein Mädchen hatte seiner

Ansicht nach das gleiche Recht aufs Gymnasium wie ein Junge. Diese zu jener Zeit in dem Tal noch von kaum jemandem vertretene Einstellung bestimmte für mich den einzuschlagenden Weg.

In der Sekundarschule bereits frohgemute Lateinstunden mit Pfarrer André Bovon – und der heimliche Ehrgeiz, mit dem Wörterbuch meines Grossvaters zu arbeiten. Ein gewaltiger, mit schwarzem Barchent gefütterter Band. Nach der Sekundarschule von Le Chenit das Gymnasium in Lausanne, anschließend Sprach- und Geschichtsstudium.

Anderer bedeutsamer Einfluss in meinem Bildungsgang: die protestantische Religion. Meine Grossmutter mütterlicherseits, fröhliche Christin und Mitglied der Eglise libre, nahm mich mit in den Gottesdienst ihres geliebten Pfarrers. Tante Zélie erzählte mir das Leben der grossen Reformatoren, Jean Calvin, Pierre Viret, und erklärte mir, was es für ein Unglück sei, katholisch zur Welt zu kommen. In der Primarschule lasen wir «Meine schönsten Geschichten», waren mit Isaak, Jakob und Esau bestens bekannt. In der Sonntagsschule tauchten manchmal Missionare auf, die uns vergiftete Pfeile zeigten und Vogelspinnen vorführten, in einem Konservenglas. Ab vierzehn begann der Konfirmandenunterricht.

Aber mein kleiner, von Widerspuchgeist erfüllter Verstand – der mir durchaus nicht missfällt – setzt sehr früh schon Fragezeichen: ich misstrauere Wundern und übernatürlichen Geburten. Trotz dieser Zweifel nehme ich die Konfirmation sehr ernst. Unter dem lächerlichen weissen Schleier der Zeremonie, «Ja, mit Gottes Hilfe», streiche ich in meinem Kopf alles, was mir an dem Glaubensbekenntnis nicht passt – Anmassung ... Aber ich pflichte zutiefst den ethischen Geboten des Evangeliums bei. Woran ich mich später noch erinnern werde.

ERSTER TEIL

*Erste Begegnungen
mit dem
Antisemitismus*

I

Die Juden und wir, bevor es zum Krieg kam

Juden! 1930, in La Vallée de Joux? Unbekannt! Es gab keine in der Gegend. Jude war höchstens ein Übername für Mitbürger, die allzu schwer auf ihrem Geld sassen. Oder ein Wort, das zu Viehhändlergeschichten Anlass gab, die man sich hinter vorgehaltener Hand erzählte.

Zuhause allerdings sprach mein Vater, der die Bücher der Gebrüder Tharaud¹ las, oft mit viel Respekt von diesen jüdischen Gemeinschaften in Polen, von ihrem glühenden Glauben und der durch das Studium der Thora geschärften Intelligenz.

Im Gymnasium begeisterte uns der Lehrer David Lasserre für die einzigartige Geschichte dieses Volkes, das allen Schicksalsschlägen zu widerstehen vermocht hatte. Behutsam wies er uns auf gewisse psychologische Eigenheiten hin, die allein aus der von Christen den Israeliten gegenüber während Jahrhunderten verfochtenen Haltung zu erklären waren.

Antisemitisch zu sein war für mich also ein Ding der Unmöglichkeit. Erste Konfrontation mit dem Problem vor Kriegsausbruch: 1937 werde ich in Wien von einer bürgerlichen Familie aufgenommen; erlesene Kultur, daneben sind sie arm wie Kirchenmäuse. Die Eltern hassen den aufkommenden Nazismus, aber die vier Kinder sind bereits angesteckt. Am ersten Abend tritt Eva, das Nesthäkchen – Zöpfe auf dem Kopf eingerollt, Dirndl, blauäugig, frisch und rundlich – entschlossen in mein Zimmer herein und schießt mit Fragen auf mich los, die unmittelbar nach Antwort verlangen. Schweige ich, fragt sie. «Was denkst du von der Judenfrage? Diese armen Schlucker, die aus den Ostländern zu uns herübergekommen sind, dieses Gesindel aus Russland und aus Polen. Eine ganze Strasse haben sie besetzt und verkaufen da ihren Ramsch. Sie sind

gefährlich, man darf nicht allein da hingehen, und schmutzig sind sie auch, mit ihren Käppchen und ihren Löckchen. Kriecherisch. Dazu stehlen sie. Das ist ja noch nichts, aber erst die Akademiker, Ärzte, Advokaten, die halten alle guten Stellen besetzt und schützen sich gegenseitig. Eine Freimaurerei. Die Unsrigen sind arbeitslos, und die schwimmen nur so im Geld.»

So viel Hass einem so jungen Gemüt schon eingeflösst. Ich bin sprachlos.

Zweites Zeichen der Zeit: Klaus Wolfsohn, ein liebenswerter Junge mit einem feinen, melancholischen Lächeln, elegantem Gang, studiert an der Lausanner Fakultät Literatur. 1933 ist er von Breslau nach England gezogen, anschliessend in die Schweiz. Seine Aufenthaltsbewilligung läuft Ende 1938 ab. Seine finanziellen Mittel sind erschöpft. Er ist mit dem Patenkind von Pilet-Golaz² befreundet. Dank dessen Fürsprache wird die Aufenthaltsbewilligung um ein paar Monate verlängert. Klaus wartet auf ein Affidavit (Bürgerschaftserklärung eines Dritten, der für den Unterhalt einer Person aufkommen will), das in Amerika für ihn ausgestellt werden soll. Aber die Lage ist prekär; zum zweiten Mal fordert man ihn auf, die Schweiz zu verlassen. Illegal lebt er weiter hier. Er muss sich so unauffällig wie möglich machen und taucht unter. Bei Tante Zélie, die Pensionäre hat, sitzt er tagelang im Morgenrock in seinem Zimmer und klebt Briefmarken. Ein anderer Pensionär, der schwächliche, direkt aus Deutschland angereiste Huber, hat dagegen in grossen Zügen die Milch nazistischer Denkgangsart getrunken; er verdankt seinen Aufenthalt in der Schweiz denn auch dem deutschen Staatsgeldbeutel. Er soll hier seine Studienkameraden, die in Lausanne zahlreich vertreten sind (potentielle fünfte Kolonne), überwachen, auf dass sie rein bleiben in ihrem Glauben. In seinem Zimmer eine Totenmaske Friedrichs des Zweiten, ein Nietzsche-Zitat, ein Hakenkreuz! In Erwartung des Kriegs, den er uns kaltblütig für den Sommer

1939 ansagt, mästet er sich mit frischem Rahm und geht mit seiner arischen Geliebten ins Bett.

Die beiden ungleichen Deutschen dürfen sich auf keinen Fall im Korridor über den Weg laufen. Zum dritten Mal trifft für Klaus Wolfsohn der unerbittliche Befehl zum Verlassen des Landes ein. Im März 1939 reist er Richtung Südfrankreich ab. Von Nizza aus wird er Ende August 1942 nach Auschwitz deportiert.

II

Der Krieg – 1939 bis 1940

23. August 1939: Unterzeichnung des russisch-deutschen Nichtangriffspakts. Sommer. Ferien zuhause. Es ist warm, heiss. Ungezwungen schwinge ich mein nacktes Bein über die Balkonbrüstung. Gegen Mittag dringt die Nachricht durch, von jetzt an wissen wir mit Sicherheit: es gibt Krieg.

1. September: Einmarsch in Polen. Dann im Westen der Winter von 1939-40: lethargischer Winter der «drôle de guerre».

Im Frühling 1940 brutales Erwachen. Zweite Generalmobilmachung in der Schweiz. Holland wird massiv bombardiert. Rotterdam fällt, Belgien wird zum zweitenmal innerhalb eines Jahrhunderts überfallen, der Zusammenbruch der Maginot-Linie ist psychologisch ein Schock. Die Welt geht unter. Hitler brüllt aus den Radios, die Schlagzeilen der Zeitungen lassen einen erschauern. Am Fussende des Bettes macht jedermann ein Häufchen Kleider bereit und legt eine Taschenlampe dazu: wenn man in den Keller hinuntermüsste ... Blind wie Maulwürfe werden unsere Soldaten mit Nachtzügen nach unbekanntem Ziel verschoben. Man hat Angst.

Am 22. Juni unterzeichnet das besiegte, besetzte Frankreich den Waffenstillstand. Der alte Marschall Pétain akzeptiert die Bedingungen: Frankreich wird durch die Demarkationslinie (Genf, Dôallgemele, Tours, Mont-de-Marsan, spanische Grenze) in

zwei Teile getrennt. Die ganze Seefront, mit Ausnahme des Mittelmeers, ist unter deutscher Kontrolle. Die Regierung des nicht besetzten Frankreichs nimmt Sitz in Vichy. Von London aus ruft General de Gaulle zum Widerstand auf. Er wird so unser Familienheld.

Traditionsgemäss ist unsere Familie frankophil. Gefühlsmä-

sig kann ich indessen die Kapitulation der Franzosen, die kein Massaker wie 1914-18 mehr wollen, verstehen. Unsere ganze Kindheit hindurch hat man uns vom Grabenkrieg erzählt, hundertmal haben wir die «Illustrations de guerre» durchgeblättert. Wir haben den französischen Frontsoldaten, der die Elsass-Lothringerin mit der bebänderten Trachtenhaube in die Arme schloss, geliebt. Wir haben Dorgelès, Duhamel, Barbusse gelesen. Hinter dem Risoud sind wir auf jedem kleinsten Dorfplatz vor dem Gefallenendenkmal stehengeblieben und haben betroffen die lange Liste der eingemeisselten Namen entziffert. Sollte das alles wieder von vorn anfangen?

III

Montluel – Juni 1942 bis Januar 1943

Trostloser Frühling von 1940. Im Herbst des gleichen Jahres lege ich in Lausanne meine Lizentiatsprüfung ab. Ich bin vierundzwanzig Jahre alt, trage mich aber durchaus nicht mit der Absicht, gleich in den waadtländischen Schuldienst einzusteigen.

Meine Anmeldung beim Kinderhilfswerk des Roten Kreuzes wird akzeptiert, und so reise ich im Juni 1942 nach Frankreich.

Ich bin froh, abreisen zu können und treffe voller Erwartungen im Schloss Montluel ein. Es steht etwa 22 km nordöstlich von Lyon in der unbesetzten Zone. Was wartet wohl in dem grossen Haus mitten im Park mit den alten Bäumen auf mich? Die kleinen, abgezehrten, unterernährten Franzosen meiner Einbildungskraft? Keineswegs – das habe ich nach ein paar Tagen mehr oder weniger begriffen ... und so sehe ich in den nächsten Monaten nach und nach, wie der Vorhang, der den Schrecken des Schauspiels vor den Blicken verbirgt, sich hebt. In der kleinen, in sich geschlossenen Welt der Kolonie leben wir hinter den Kulissen. Es kommen uns Echos zu Ohren, Bruchstücke von Berichten, von kleinen Leben, die an unseren Ufern stranden.

Im April 1942 hat das Kinderhilfswerk des SRK (Schweizerisches Rotes Kreuz) eine Kinderkolonie in diesem Schloss untergebracht: alle Insassen – es sind ihrer etwa sechzig, Spanier und Juden – kommen aus dem Lager *Rivesaltes*. In solchen Lagern hatten die Franzosen bei Kriegsbeginn alles untergebracht, was an Ausländern im Lande war, (und weiss Gott gab es da welche!): Zigeuner, Polen, Juden, spanische Revolutionäre, die man während des Bürgerkriegs aufgenommen hatte. Im

Nachhinein war man auf einmal wütend auf all die ungebetenen Gäste und behandelte sie nun wie elende Hunde. Was die Kinder erzählen, ist kaum zu glauben. Nahrung; zum Frühstück heisses Wasser; zum Mittagessen Wasser, Karotten oder Kohlrüben; abends ein Stück Brot. Die sanitären Einrichtungen bestehen aus einem Loch im Boden, darum herum ein Stück Wellblechwand. Die Ruhr geht um, Kinder und Jugendliche sterben wie Fliegen. Die Schweizer haben Lebensmittelverteilungen organisiert: Pulvermilch, Reis, Käse usw. Die französischen Wärter sind verhasst, und das mit Grund: auf den offiziell verteilten Lebensmittelkarten reissen sie alle nützlichen Coupons weg, Fett, Schokolade, Zucker, und den armen Lagerinsassen bleibt gerade noch das Recht auf Kastanien und Kohlrüben. Die Kinder sind ohne Schulunterricht, ohne Aufsicht und verwildern. Daher der Entscheid des SRK Kinderhilfswerks, wenigstens sie aus dieser Hölle herauszuholen und sie in Kolonien unterzubringen.

Hier ein Ausschnitt aus einem Brief, den ich im Verlauf des Sommers 1942 an meine Eltern schrieb – im grausamen Sommer des Vel d’Hiv – die Leiterin von Montluel hatte das Lager besucht; «Das Lager von Rivesaltes ist grauenhaft, besonders jetzt, nachdem die Franzosen den Deutschen die Auslieferung von 7’000 deutschen Juden versprochen haben (wogegen? man weiss es nicht): ein regelrechter Viehhandel, von dem einem schlecht wird. Diese Juden schickt man dann wahrscheinlich ebenfalls nach Polen zur Arbeit. Aber es werden auch Kinder mitgenommen, Greise, die man auf Tragbahren in zum Voraus bestimmte, plombierte Wagen verlädt.»

Ganz Frankreich ist von einer Unruhe ergriffen. Aus einer Kolonie des SRK-Kinderhilfswerks in Saint-Cergues im französischen Departement der Haute-Savoie sind vier zum Personal gehörende deutsche Juden um halb fünf Uhr morgens mit Autobussen abgeführt worden. Niemand hat etwas dagegen tun können. Wir haben hier in Montluel auch eine deutsche Jüdin, Marie-Louise Koechel, ein siebzehnjähriges Mädchen; sie ist

mit den andern Kindern aus dem Lager hierhergekommen und kümmert sich nun um die Kleinsten. Sie verbringt schlaflose Nächte, wie man sich vorstellen kann. Sie schickt sich an, zum katholischen Glauben überzutreten, um nicht ausgeliefert zu werden; die Konversion kommt zu spät, um noch etwas zu nützen.

In Rivesaltes hat die Leiterin auch die Eltern unserer jüdischen Kinder von Montluel gesehen: bereits zum Abtransport zusammengepfercht. Die Eltern von Ernst Marx, unserem gewieften, wendigen Laufburschen, diejenigen von Marie-Louise und Erich Schwann. Und Henri Fischer, ein kleiner, zarter, guterzogener Junge – seine Eltern haben Gift genommen, um nicht wegfahren zu müssen und liegen jetzt schwerkrank im Spital. Man darf es dem Kleinen nicht sagen. Mein Kommentar damals: «Dieser Skandal, diese Judenverfolgung wird nur durch die Grausamkeit der Deutschen und die Feigheit der Franzosen möglich, wobei diese das Schicksal der Unglücklichen aus Bequemlichkeit und Nachlässigkeit noch verschlimmern: der letzte plombierte Zug hat fünf Tage gebraucht bis zur Demarkationslinie, und die Franzosen hatten vergessen, Toiletteneimer in die Viehwagen zu stellen.»

Aber nach einem Brief vom 15. September 1942 erscheinen die Dinge in einem etwas anderen Licht. Wenn auch die Jagd auf Menschen weitergeht, so kommt man auf lokaler Ebene den Befehlen der Vichy-Regierung doch bloss mit einer gewissen Trägheit nach. Ein Beispiel: am 5. September Telefonanruf von Bourg-en-Bresse. Die Präfektur. «Halten Sie bitte Marie-Louise Koechel, siebzehn Jahre, und Ernst Marx, sechzehn, zu unserer Verfügung.» Die beiden jungen Leute, denen die Leiterin die Nachricht überbringt, ergreifen sofort die Flucht und schlüpfen bei einem Bauern in der Umgebung unter. Am nächsten Tag Ankunft eines Angehörigen der Deutschen Geheimpolizei. Einhellige Antwort: «Sie sind verschwunden, niemand weiss wohin!» Angesichts der Mauer aus Schweigen zieht sich der Polizist, anfänglich misstrauisch, schliesslich zurück.

War dieser Anruf, einen Tag vor dem Eintreffen der Polizei, nicht eine Aufforderung zum heimlichen Verschwinden?

Im Verlauf der Herbsts treffen weiterhin Kinder aus Rive-saltes bei uns ein, arme kleine Abkömmlinge israelitischer Eltern, die bereits nach Deutschland transportiert worden sind. Die Kinder sind in einem miserablen Zustand. Ein Junge muss dringend in ein Sanatorium gebracht werden; er ist beinmager und kann gar nicht mehr tief durchatmen; bei einem andern ist der Sehnerv derart geschwächt, dass sich ihm die Augen wie Puppenaugen im Kopfe drehen. Ein kleines Mädchen ist von der Ruhr so kraftlos geworden, dass es kaum mehr etwas isst. Armes Häufchen menschlichen Elends.

Ein brennendes Problem: Es sieht so aus, als ob das Kinderhilfswerk des SRK von der Regierung in Vichy die Zusage erhalten könnte, dass die jüdischen Kinder, die sich gegenwärtig in unseren Kolonien befinden, im Austausch mit den kleinen, in die Schweiz aufgenommenen Franzosen von der Deportation verschont bleiben sollten.

So kommen die beiden Flüchtlinge wieder zurück. Marie-Louise hofft, zu ihren Verwandten in die Schweiz einreisen zu können. Entsprechende Schritte sind bereits unternommen worden.

Ernest, der wendige, freche Laufbursche, das von der Polizei gehetzte, jüdische Kind, hat bereits eine bittere Lebenserfahrung: «Geld ist alles. Die Blumen, die Musik, die sind für nichts da.» Aber er kommt elegant zurück, in einem schönen Kleid und durch die Liebenswürdigkeit der Franzosen, die ihn aufgenommen haben – eine protestantische Pfarrersfamilie in der Drôme – aufrichtig berührt.

IV

Meine Reise nach Rivesaltes

Unheilvoll lastet der Schatten der Lager, in denen man Menschen zur Deportation versammelt, auf der Kolonie. Man weiss nicht alles, aber man ahnt es. Jetzt bin ich an der Reihe: ich muss hinunterfahren und fünf Kinder abholen.

Für mich die erste direkte Berührung mit dem Drama, das sich hier abspielt.

Trister Herbst, alles grau in grau, es nieselt. Wenige Züge verkehren, langes Warten in den Bahnhöfen, wo es in den vollen Gaststätten nichts Essbares, aber eine Menge Leute gibt. Das Lager besteht aus einer Ansammlung von Zementbaracken, alle gleich, rote Ziegeldächer. Es sind ihrer mindestens fünfhundert, zu kleinen Haufen gruppiert. Sie stehen in dem ebenen Land auf dem nackten, steinigen Boden. Keine Vegetation, Monotonie. Zur Häusergruppe, wo die Spanier und die Zigeuner wohnen, hat man ohne besondere Papiere Zutritt. Aber bei der Gruppe K, dem Judenquartier, wird der Eingang streng kontrolliert, die Baracken sind mit Stacheldraht umzogen. Ich bekomme die Zutrittsurlaubnis. Ein Bild des Jammers: Bettgestelle in langen Reihen, auf den Betten zusammengesunken untätige Leute, Männer, Frauen, alte Ehepaare mit leerem Blick, und wie ich vorbeikomme, strecken sich mir Hände entgegen, flehende, bittende Blicke treffen mich, redegewandte Eltern, ich soll einen Brief mitnehmen, Adressen weitergeben. Ein Leim, der sich an die Sohlen heftet, eine vollkommene Ohnmacht. Man hat anstelle von Zwischenwänden die braunen Decken über Schnüre gespannt und versucht so, einen Anschein von Intimität zu wahren.

In dieser ganzen Trostlosigkeit, dieser Hässlichkeit ist das Büro der Schweizer Krankenschwester etwas Rührendes. Es beweist, dass Schönheit sogar im Elend möglich ist. Gekalkte Mauern, Lampenschirm aus Raphiabast, Tisch und Bank aus braunem Holz, ein glasierter Krug in einer Ecke, Aquarelle an den Wänden. Was nicht hindert, dass das Bett von Wanzen wimmelt!

Aber der Augenblick naht: Eltern, die wissen, dass sie bald werden abreisen müssen, umarmen zum letzten Mal ihre Kleinen. Ich bin zu jung, um die ganze Grausamkeit dieser Trennung ermessen zu können. Ein klägliches Lächeln, eine Hand, die hinter dem Stacheldraht noch winkt, und vorbei ist es. Was mich vor allem beschäftigt: wie bringe ich diese fünf Kinder quer durch ein chaotisches Frankreich hindurch, und in überfüllten Nachtzügen, unbehindert in die Kolonie zurück? Abfahrt zunächst im Lastwagen, dann mit der Eisenbahn bis Narbonne. Umsteigen: Stockdunkle Nacht, man muss die im Regen glänzenden Schienen überqueren, mit Koffern, aufgeschlitzten Schachteln nachkommen. Die Reisenden hängen an den Wagontüren, sitzen im WC-Geruch auf ihrem Gepäck, die Abort-Türen sind unter dem Andrang der Leute offen geblieben, die Gänge gestossen voll.

Mein Trüppchen kommt schlecht und recht voran: eine grosse Dreizehnjährige, zum Glück bereits verständig, und ihre kleine Schwester Sabine, sechsjährig, ein Blondschoopf mit herzhaftem Lachen. Beide aus Belgien. Ihre Mutter ist von der Strasse weg aufgegriffen worden und nie mehr zurückgekehrt. Der Vater versuchte, schwarz über die Schweizer Grenze zu kommen, wurde festgenommen und nach Rivesaltes gebracht. Mit dem nächsten Konvoi wird er nach Deutschland deportiert.

Dann ist da Liliane, ein entzückendes, fünfjähriges Persönchen mit dunklen Locken und dunkler Haut, kleiner Adlernase.

Und Perla Sonnenblick, französische Israelitin, Kind polnischer Eltern: das Bild der kleinen, bebrillten Intellektuellen.

Feines, schmalgeschnittenes Gesicht. Sie wird die Spanier bald durch ihr akrobatisches Talent entzücken: sie schlägt das Rad, die Brücke, führt alle Zirkusnummern vor.

Jacky Buchbinder ist ein gutmütiger Dicker von sieben Jahren, ein verwöhntes Kind. In der Kolonie sitzt er später oft weinend irgendwo in einer Ecke und beklagt sich über sein Dasein. «Hier gibt es keine Pommes-frites, ich will nicht mit den Spaniern essen, ich will zu meiner Mama, ich pfeife auf die Schule.»

Zum Glück sind Lily und Sabine, die Dunkle und die Blonde, so rührend, wie sie schlaftrunken durch die Gänge wanken, dass sich im Zug jedermann um einen Platz für uns bemüht. Ich kann die beiden Kleinen auf dem Gepäcknetz unterbringen. Da schlafen sie wie Murmeltierchen bis Lyon. So trifft die kostbare Fracht ohne Tränen und Geschrei wohlbehalten im sicheren Hafen ein: Montluel!

Aus dem Kleinkinderheim des SRK in Banyuls stossen noch drei weitere Schützlinge zu uns. Sie sind noch jünger (dreieinhalb- und viereinhalbjährig), ihre Eltern hat man bereits deportiert.

Ende 1942 befinden sich also zehn jüdische Kinder in Montluel. Wir erleben das Drama der Deportation sozusagen hinter den Kulissen mit. Wir verstehen das Stück schlecht. Wer will das? Warum? Wir nehmen die Überbleibsel der Katastrophe in Empfang: Kinder mit einer ungewissen Zukunft.

Im Schloss

*Die Schlossbewohner, das Alltagsleben,
die Besetzung ganz Frankreichs
(11. November 1942)*

Ja, der grausame Sommer von 1942 lastet auf der Kolonie. Aber wir haben die Tragweite der sich abspielenden Tragödie bei Weitem nicht begriffen. Beflügelt von einem jugendlichen Idealismus und einer durch die Schilderungen des Ersten Weltkriegs genährten Frankophilie treffe ich im Juni 1942 mit der Überzeugung in Montluel ein, ich werde hier «kleinen Franzosen Hilfe bringen.»

Verwunderung, ein Anflug von Enttäuschung indessen, beim Anblick dieser spanischen und jüdischen Kinder, dieser armen, unschuldigen Geschöpfe, die durch die Arglist der Zeit in den Mülleimer der Geschichte geworfen worden sind. Unerwartete Begegnung. Bald nehmen die Alltagsorgen aber die Gedanken völlig in Anspruch, die Organisation dieses Mikrokosmos im windigen Schloss, die Arbeit, Festliches und Vergnügliches. Wie auch die unvermeidlichen psychologischen Auseinandersetzungen, die sich aus dem Zusammenleben einer gegen aussen hin abgeschlossenen Gruppe von Menschen ergeben. An pikanten Gegensätzen zwischen den Spaniern, den Juden und den Schweizern fehlt es nicht.

Die Spanier sind die zahlenmässig grösste Gruppe. Glücklicherweise haben die Eltern einiger Kinder das Lager Rivesaltes verlassen können; sie stellen nun unser Hauspersonal: Gärtner, Näherin, Köchin ... Sie sind dem Haus natürlich in grosser Dankbarkeit treu ergeben. Es sind gute Eltern: sobald wie möglich werden sie ihre Kinder wieder selber in Obhut nehmen. Sie sind selbst wie unbewusste Kinder in ein Schicksal hineingeraten, dem sie nicht gewachsen sind: weshalb sind sie

Revolutionäre? weshalb sind sie nach Frankreich vertrieben worden, warum sind sie nun schon seit fünf Jahren hier und wie lange müssen sie noch bleiben? Es sind einfache Leute, für ein rechtschaffenes Leben bestimmt. Sie haben Sinn für das Theatralische, die Strasse, das Kino. Eine gewisse Spontaneität ist ihnen eigen, und eine grosse Anhänglichkeit denen gegenüber, die sie gern haben; sie lügen, auch wenn es nicht im geringsten nötig ist und stehen dann wie Unschuldengel vor der Direktion. Am Tisch sagen sie «Si Sefiora», auf die Frage, ob sie eine ihnen durchaus unverständliche Moral verstanden hätten: man kommt sich vor wie in der katholischen Kirche. Wenn man dem Gärtner oder der Köchin zuschaut und sich ihr Schicksal vergegenwärtigt, ist man immer wieder erstaunt, wie leicht sie über den dümmsten Film oder den einfältigsten Witz zu lachen bereit sind. Sie haben einen ausgeprägten Sinn für Hierarchie und würden uns auf Händen tragen, wenn sie könnten. «Seftora Anna-Maria una persona muy preciosa.»

Die spanischen Kinder, etwa fünfzig, bieten für sämtliche Gelegenheitspädagogen aus der Schweiz – ein Medizinstudent, ein Pfadfinder, eine Abiturientin, eine Kindergärtnerin – ein hübsches Forschungsgebiet.

Nach drei Jahren im Lager haben die Buben die vernünftigen Gewohnheiten von dort beibehalten. Auf den Spaziergängen sammeln sie grosse Steine und heizen sie dann auf dem Ofen für ihre Betten auf. Sie sind wahre Wunder an Gewandtheit: mit einem Steinwurf treffen sie einen Vogel im Flug, eine Eidechse auf der Mauer. Sie stopfen ihre Hemden mit gestohlenen Trauben voll, und die arme Erzieherin, die sie begleitet, sieht nur eine Möglichkeit, den guten Ruf der Kolonie nicht zu gefährden: die Trauben auf der Stelle aufessen. Schöne Moral. Aber die Wildfänge sind uneingeschränkt glücklich in ihrem Laster (wenn man so sagen darf), etwas anderes als die totale Freiheit wissen sie nicht zu schätzen. Sie sind grausam, aber auf natürliche Art, ohne Berechnung. Ein Beispiel: wir hatten acht Kaninchen im Garten. Das Wiesel schleicht in den Stall

und beisst sechs Tieren die Kehle durch. Francesco, der Gärtner, erscheint im Büro und hat lauter kleine Kadaver in den Händen. Ausser sich vor Wut schlägt er mit der Faust auf den Tisch. Er stellt dem Wiesel eine Falle: ein totes Kaninchen als Köder. Zehn Minuten später kommt er mit dem gefangenen Wiesel wieder. Die Kinder, ihm hintennach, schreien nach Rache. In ihrer sonoren Sprache erklären sie: «Es hat die Kaninchen umgebracht, jetzt muss es leiden!» Wie? Wir haben einen ziemlich ausgehungerten Wachhund. Man schliesst das Schulzimmer ab, lässt zuerst das Wiesel los, dann den Hund. Lachen, Freudengeheul: das Spiel hat begonnen, Als das Wiesel tot ist, wird es auf einen Pfahl gebunden und von sämtlichen Kindern, zur eigenen Beruhigung, gesteinigt.

Einige grössere Mädchen arbeiten bei Privatleuten im Dorf. Sie sind fleissig und sauber und deshalb sehr geschätzt. Jacinta zum Beispiel geht zu einer Metzgersfrau, die sie nicht genug verwöhnen und vollfüttern kann.

Die Mittleren, Dolores, Rafaela, Pasquita, Fidenza, Ramona, Magdalena, machen Hausarbeit und helfen in der Küche. Die langen Korridore mit den roten Kachelböden werden täglich gescheuert. Von acht bis zehn Uhr morgens stösst man da auf Eimer und kleine, barfüssige Mädchen, die auf den Knien liegen und aus voller Kraft schrubben. Sie sind nicht arbeits-scheu, sie können und mögen nicht spielen. Sämtliche Versuche, sie für Spiele zu begeistern, schlagen fehl.

Tanzen hingegen, das lieben sie. Schon die Kleinsten haben den Rhythmus im Blut, die unnachahmliche Bewegung der Hüften, der Fesseln, der Handgelenke. Sie sind hübsch. Die Schönste ist Jacinta; sie hat drei jüngere Brüder und Schwestern; ihre Mutter ist jetzt die Näherin der Kolonie: Madame Viana, bei der man an eine kleine Walliserkuh denken muss. Schlank, kräftig, zweiunddreissig Jahre alt, fünf Kinder, schwarzes Haar, schwarze Augen, gesunde Zähne. Nach drei Jahren Lageraufenthalt genügte es, sie wieder an die frische

Luft und einen leidlich guten Tisch zu setzen, und schon war sie wieder in Form und hatte ihre Lebensfreude wiedergefunden.

Ramon und Genero sind Brüder, fünf- und siebenjährig. Untersetzt, dunkle, glänzende Augen. Widerspruch akzeptieren sie nicht, in welcher Form auch immer: wenn ein Mensch, ein Stuhl, eine Tür sich ihnen widersetzt, fangen sie an zu brüllen. Ein einmaliges Schauspiel ist es, wenn sie zusammen die Mar-seillaise singen, oder «Asturia querida patria»: ein Bein vorangestellt, die Arme auf dem Rücken, und dazu eine konzentrierte, ernste, ja verstockte Miene.

Der Unterschied zwischen den spanischen und den jüdischen Kindern ist frappant. Plötzlich – man kann es kaum fassen – steht man vor Kindern, die überlegt handeln, vernünftig denken und andere Sorgen haben als allein das, was unmittelbar mit den Nüssen und Birnen des Nachbarn zusammenhängt.

Norbert, der kleine Jude, der als letzter angekommen ist, wird von der lautstarken Vitalität der andern völlig erdrückt. Seine jämmerliche Gestalt ist wie geschaffen für ein Plakat mit dem Titel «Kinder als Opfer des Kriegs».

Joseph kommt aus Belgien. Ein sehr intelligenter Junge, der ein reiches, differenziertes Französisch spricht. Er hat eine eigenartige Physiognomie: eine breite, sehr hohe Stirn, die blauen Augen tief in ihren Höhlen sitzend, eine kräftige Nase; die ganze Zeit streckt er mir sein kleines Mäulchen entgegen, damit ich ihn küsse. Wenn ich im Büro arbeite, kommt er durch die Tür hereingeschlüpft und setzt sich lieber mit einem Bleistift und einem Blatt Papier irgendwohin, als mit den andern draussen herumzutollen. Wenn sich die ganze Bande auf den alten Klapperkasten des Gemüsehändlers stürzt, vorne und hinten draufsitzt, aufs Dach, auf die Lattenkistchen, auf die Kotflügel, die Motorhaube klettert, in der Hoffnung, eine Runde mitfahren zu können, bleibt Joseph abseits, sitzt allein still auf der Treppe. Joseph ist ein Philosoph.

Und jetzt die Schweizer!

Die Leiterin – Ehre, wem Ehre gebührt – ist ein sonderbarer Mensch. Sozialhelferin oder Krankenschwester? Man weiss es nicht genau. Eine Deutschschweizerin, fünfunddreissig bis vierzig Jahre alt. Es fehlt ihr an Humor, aber nichts vermag ihr zu widerstehen. Mit ihrem bleichen Gesicht, den verquollenen Augen – Anzeichen einer Leberschwellung – ihrer kurzgewachsenen Rundlichkeit bleibt sie undurchdringlich.

Eine Krankenschwester dann, die blonde Yseult, mit ihrem guten, geduldigen Lächeln; und Maly, eine junge Bernerin, die ihr Abitur in Fribourg abgelegt hat und vor allem deshalb nach Frankreich gekommen ist, weil sie heimlich zum katholischen Glauben übertreten will. Die Dominikanerinnen von Sainte-Croix haben sie zu beeinflussen verstanden, sie hat die Adresse eines Jesuitenpaters aus Lyon in der Tasche, der sich um die Sache kümmern wird. Ferner Mademoiselle Baer, die es mit allem sehr genau nimmt und unter der Hygiene des Hauses leidet. Und daneben ein paar Leute, die bloss vorübergehend da sind, ein Pfadfinder, ein Medizinstudent.

Eine einzige Französin in unserer Gesellschaft: Madame Marquet; sie ist hergekommen, um zu unterrichten. Mit ihrem südlichen Akzent prangert sie die Schwächen von Petains Frankreich auf ihre eigene Art an: «Vorher hatten wir ja schon keine erstklassige Organisation, aber die Beamten kamen, weil es doch immer dasselbe war, schliesslich über die Runden. Jetzt bombardiert man sie mit widersprüchlichen Zirkularen und sie verlieren den Kopf, mit dem es bei ihnen eh schon nicht sonderlich gut bestellt war, noch vollends.» Sie sagt auch: «Pétain ist ein rechtschaffener Mensch: wenn er sagt: «*Mir* nach», so geht das ja noch an, aber wenn er sagt: «Uns nach», dann kann man ihm nicht mehr folgen, also dann wirklich überhaupt nicht mehr.»

Abwechslung ist rar.

Es werden Sitzungen zum Entlausen abgehalten – auf der

Schlossterrasse. Jahrhundertealte Bäume, prachtvolle Sonnenuntergänge. Die Läuse halten uns zum Narren, trotz systematischem Kampf. Sébaille-Tinktur, das altbewährte Mittel, ist nirgends aufzutreiben und Neocid gibt es noch nicht.

Und dann geht's durchs ganze Haus auf Wanzenjagd: die Bettstellen, die aus einer Kaserne stammen, sind bewohnt, Eines Tages werden die Zimmer von einem darauf spezialisierten Lyoner Institut ausgeschwefelt. Die ganze Kolonie zieht aus, auf die Terrasse. Vollmond! In der warmen Nacht singen die Schweizerinnen stundenlang traurige, harmonische Lieder, ein zarter Flötenton steigt zum sternbesetzten Himmel empor.

Und was es vor allem nicht zu verpassen gilt: die Feier zum ersten August. Gelegenheit, im Park ein grosses Feuer anzuzünden. Die Leiterin glaubt, es sei ihre Pflicht, unseren guten Wilden in drittklassigem Französisch den Ursprung der Eidgenossenschaft zu erklären. «Viva la Suiza» und heisere Gesänge aus den Kehlen der kleinen, unermüdlichen Geschöpfe schallen durch die klare Nacht. Die Schweizer ihrerseits singen voller Inbrunst die vaterländischen Lieder. Nachdem die Kinder zu Bett gebracht sind, legen die Erwachsenen eine Kartoffel auf die heisse Glut, *eine* pro Person, die man anschliessend ehrfürchtig verzehrt.

Die Kartoffel, Gegenstand vordringlicher Sorge! Frankreich ist vollständig durcheinander, der Norden besetzt, die Lebensmittelkarten lächerlich.

Der Lebensmittelversorgung gilt unsere hauptsächliche Beschäftigung. Alles wird mit dem Tropfenzähler verteilt. Ein Beispiel: von April bis Juli hat die Kolonie – 70 Personen – im Ganzen 70 Kilo Kartoffeln erhalten. Es ist klar: die Bauern, die zusehen müssen, wie man ihre Ernten zu offiziellen Spottpreisen beschlagnahmt (125 alte Francs für 100 kg), verstecken was sie können für den Schwarzmarkt (600-800 Francs pro 100 kg). Montluel liegt in der näheren Umgebung von Lyon, und die ausgehungerte Stadt, in der man für Blumenkohl und Pfirsiche Schlange steht, ergiesst sich aufs Land hinaus; man

bietet Uhren an, Teppiche, ein Klavier, für Butter, Weizen, eine Gans. Auch der Himmel lässt uns in diesem Sommer 1942 im Stich. Es herrscht Dürre in der ganzen Region; die Erde ist rissig, Karotten und Kohlrüben stecken in einer zementenen Hülse; das versengte Gras vermag das Vieh nicht mehr zu ernähren, man muss die Tiere schlachten.

Und wie soll man all diese Kinder anziehen? Kein Meter Baumwolle, kein Fädchen Wolle. Kein Paar Strümpfe; bis in den Winter hinein laufen die Frauen mit nackten, von orangem Lack überzogenen Beinen herum.

Es gilt, sich um jeden Preis durchzuschlagen. Innerhalb der kleinen Schweizerequipe bin ich mit dieser Aufgabe betraut. Mir gefällt die sportliche Seite an der Sache.

Die Kolonie hat Karten für Stoffbezug erhalten. Aber wo ist die Ware zu finden? In Lyon, Stadt der Seide und der Textilien par excellence, stehen die Schaufenster leer. Nach unzähligen Läufen und Gängen von einer Strasse zur andern, bis mir schon jeder Knochen wehtut, komme ich endlich zum «Zentralkomitee der Stoffverteilung für Lyon und Umgebung», und da – wie durch Zauberschlag – ein helles Büro, unzählige Zettel; ein Federstrich, ein Telefonanruf, und ein liebenswürdiger junger Mann hat eine Freigabe aus einem Warenlager erreicht. Sieh an! es gibt also Warenlager in den Händen eines Zentralkomitees, das darüber wacht ... Wo? Ein Rätsel.

Fünfehn Meter schwerer Wollstoff, ein wahrer Triumph. Das sind indessen nur Bagatellen. In Gedanken bin ich bereits bei meinen Kartoffeln: wenn wir den Winter ohne Katastrophe überstehen wollen, brauchen wir mindestens 5'000 Kilo. Aber wie kommen wir dazu?

Es muss zu den grossen Mitteln gegriffen werden. Mit blumiger Feder schreibe ich einen rührenden Brief direkt ... an den Landwirtschaftsminister. Wenn dieser Versuch misslingt, bleibt nur noch der Schwarzmarkt.

Unverhoffter Besuch: Ein Priester, Seminarlehrer in Poligny, im Jura, der versichert: «Wir haben eine grossartige Ern-

te.» Aber der Reichtum findet den Weg nicht von einem Department ins andere. Warum nicht? ... Ein Rätsel mehr.

In meinem Kopf beginnt die Saat zu spriessen. Ich will nach Lons-le-Saunier fahren, um dort mein Glück zu versuchen. Ich reise per Bus. Nach Bourg-en-Bresse wird das Land grüner, unter den Vordächern trocknen die Maisbüschel für das Geflügel oder die Schweine. Der blassgelbe Jurakalk kommt am Strassenrand zum Vorschein.

Seit der Besetzung ist die Stadt mit Flüchtlingen überfüllt. Wo die Nacht verbringen? Im «Bon Accueil» (etwa: «Zum Guten Empfang») einem Kloster, das jungen Arbeiterinnen der Stadt Unterkunft und Verpflegung gewährt. Ich treffe um sechs Uhr abends dort ein und werde von der Schwester, die mich misstrauisch gemustert hat, ins Sprechzimmer geführt. Muffiger Geruch, eine bemalte Gipsmadonna, ein Körbchen mit Papierblumen, Plüschdecke auf dem Tisch, an der Zimmerdecke eine Mattglaskugel mit einem Nickelring, wohl direkt aus den Galeries Lafayette. Mein protestantischer Reflex bleibt nicht aus: trotz der Gastfreundlichkeit der Schwestern stösst diese Hässlichkeit mich ab. Nach dem Nachtessen entzündet sich an der Gebetszeremonie mein Widerspruchsgeist. Zum Erstickten, finde ich, diese Dressur zur Scheinheiligkeit! Die jungen Arbeiterinnen, die nach sieben Uhr abends nicht mehr ausgehen dürfen, leiern in aller Eile ihre Litaneien herunter; wer am schnellsten ist, darum gehts. Bekreuzigungen der Reihe nach, undeutliches Gestammel. Dann Stricken und Radiohören im feindseligen Refektorium, wo jede ein bisschen Leben und Wärme sucht.

Am nächsten Tag im Kartoffelbüro erste Begegnung mit dem Vorsitzenden, von dem unser Schicksal abhängt.

Monsieur Michaud wühlt ununterbrochen in einem Haufen Papier, in kleinen Schachteln und Etais, von denen er umgeben ist und raucht dazu seine Deckelpfeife. Er stöbert links und rechts herum, verliert sich, stösst dann und wann wütende Schreie aus. Er bellt am Telefon; unaufhörlich flattert eines

seiner Augenlider. Auf meine Frage: «An welchen Bauern soll ich mich wenden?» hebt er die Arme zum Himmel. «Wie soll *ich* das wissen, sehen Sie selbst, wie Sie zurechtkommen!» Ich gebe nicht auf und erreiche schliesslich, dass er einen seiner Bekannten in Bletterans – einem 22 km von Lons entfernten Dorf – anruft, um ihm die «Krankenschwester des Roten Kreuzes» anzuvertrauen; das ist von nun an mein Titel.

Im Überlandbus nach Bletterans herrscht gutmütige Stimmung. Die zehn Reisenden diskutieren über die Lebensmittelversorgung, aber ganz ruhig. Sie scheinen noch Boden unter den Füßen zu haben. Ich quartiere mich im Hôtel Blanc ein und werde zwischen den Bauern und den Behörden in Lons hin- und herpendeln. Sinnlos, nach Kartoffeln zum offiziellen Preis Ausschau zu halten. 500 Francs pro 100 kg, damit muss man rechnen, und dabei heisst es erst noch, die Bauern zu finden, die damit einverstanden sind.

Meine Gänge führen mich einerseits an den Tisch von Monsieur Bouilly, der sich bereit erklärt hat, die Säcke einzusammeln, anderseits zu einem alten Bauern, der einer Komödie von Molière würdig wäre. Er verzehrt sich im Gram darüber, dass seine Tochter sich ohne seine Zustimmung verheiratet hat; mit durchaus klassischer Starrköpfigkeit hat er sie enterbt und seit sie aus dem Hause ist die Ziehharmonika nicht mehr angerührt, mit der er der Dorfjugend früher jeweils zum Tanz aufspielte. Mit sichtlichem Genuss gesteht er mir eine Unterschrift zu, mit der ich das Gesetz umgehen kann. Die Augen des grossen, hageren Alten glänzen vor Tücke. «Soll mich bloss holen kommen, die Polizei, sollen mich bloss holen, die Deutschen, ich pfeif drauf!»

Der Zufall führt mich bei Anbruch der Nacht in ein verlorenes Nest. Eine kleine Frau, die seit einem Jahr hier verheiratet ist, hat zum Glück eine offene Tür für mich. Sie ist redselig und über die Abwechslung, die mein Erscheinen in ihren entlegenen Winkel bringt, hocheifrig. Der Mann, eine blasse, schwächliche Figur, ist ein Bastler: er repariert Fahrräder; die

ganze Küche ist davon überstellt. Ein Radio, ein Tisch mit einem Wachstuch, das nicht über alle Zweifel erhaben ist, ein zweibeiniger, gusseiserner Herd, auf dem die blonde Frau perfekte Beefsteaks brutzeln lässt, vervollständigen die Einrichtung. An der Decke, zwischen den braunen Holzbalken, Maiskolben in Hülle und Fülle. Harmonie in Braun und Gelb. Und die unvermeidlichen Hühner, die ihren Kot links und rechts liegen lassen. Auf dem Tisch thront ein fünfpfünder Laib selbstgebackenen Brots, weiss wie eine Brioche. Wahrhaftig, im Frankreich von 1942 hat jeder seine kleine Privatverwaltung. Im Schlafzimmer, aus dem die andere Hälfte des Hauses besteht, klettere ich in ein wahres Schiff von einem Bett. Es ist mit geschnitzten Kugeln verziert, das Kissen hat die Grösse eines Deckbetts. In der andern Zimmerecke ist das junge Paar in ein schmales, eingedrücktes Bett hineingekrochen. Auch der Hund schläft in dem Raum. Das Fenster ist geschlossen, draussen ist es kalt. Alles ist unwirklich.

Am nächsten Tag erzählt mir die kleine Frau im Handumdrehen ihr Leben: sie hat nicht den Mann geheiratet, den sie liebte – aus dem einfachen Grund, dass der Auserwählte in Deutschland Kriegsgefangener ist. Und da die kleine Frau fürs Leben gern tanzte ... Sie ist nicht besonders hübsch, die kleine Frau mit ihrer krausen, schmutzigen Dauerwelle, aber man kann sich ihre Ungeduld ohne Weiteres vorstellen.

Nach fünftägiger Abwesenheit fahre ich in die Kolonie zurück. Mich erfüllt die Freude eines Sioux, der aus dem Krieg zurückkehrt. Der plombierte Wagen wird 6'500 kg Kartoffeln nach Montluel bringen. Die Partie ist gewonnen.

Ironie des Schicksals: zwei Tage nach meiner Rückkehr ein Anruf vom Verpflegungsamt. Man habe von Vichy Order erhalten, der Kolonie 6'000 kg Kartoffeln auszuliefern – gegen Abgabe der Karten und zum behördlich festgesetzten Preis natürlich. Die Karten habe ich im Jura zurücklassen müssen ...

Widersprüchliche Gefühle bewegen mich. Stolz, dass mein «schöner» Brief an den Landwirtschaftsminister seine Früchte

getragen hat – wenn auch leider zu spät; Ärger, die unseligen Knollen zu teuer bezahlt zu haben. Und die Moral von der Geschichte; in grossem Eifer handelt man möglicherweise überstürzt!

Unterwürfige Briefe und zahlreiche Vorstösse auf Gemeindeverwaltungen und auf der Präfektur (von Bourg-en-Bresse). Erster Erfolg bei der Obersten Verwaltungsbehörde für die Lebensmittelversorgung: drei Eier pro Kind und Monat – während zwei Monaten.

Was sich auf der grossen Bühne draussen abspielt, dringt in unsere Abgeschlossenheit kaum herein: die Alltagsorgen nehmen uns vollständig in Anspruch. Aber der Angriff Montgomerys in El Alamein (23. Oktober), der Rückzug Rommels auf Tripoli und die Landung der Alliierten in Casablanca, Oran und Algier sind uns nicht entgangen. Eine riesige, heimliche Freude greift langsam um sich, nicht ohne einen besorgten Hintergedanken allerdings: wie werden die Deutschen reagieren? Werden sie ganz Frankreich besetzen, um sich zu rächen und um über alle Küstengebiete verfügen zu können?

Der schicksalshafte Tag rückt näher: am 11. November geschieht es. Bei Tagesanbruch – die kleine Stadt ist noch im Schlaf, der Himmel noch grau – vernimmt man in der Ferne wie ein Gewittergrollen. Das sind sie: sie rücken an. Hinter geschlossenen Fensterläden ist ganz Montluel auf der Lauer, aber niemand macht das Fenster auf. Trauer erfüllt das Dorf, aber man verhält sich würdig, reserviert.

Sie erscheinen auf dem kleinen Platz, nehmen die Strasse zum Schloss hinauf, biegen dann auf die Nationalstrasse ab, Richtung Lyon.

Der gewaltige Krach von Tanks, die über Pflastersteine rollen, lässt die angstvoll zusammengedrängten Häuser erzittern. Die Männer in ihren Sechzehnerreihen sind grau und stumm, anonym unter ihren Helmen. Bloss ihre Schritte hämmern

rhythmisch über den Boden; sie sind zahlreich, sie sind wie ein Lavastrom. Seit wann marschieren sie so? Wohin gehen sie?

Es ist vorbei. Sie sind vorüber: nichts ist geschehen. Nach und nach gehen die Fensterläden auf, es kommt Leben auf die Strasse. Wir hatten eine spektakuläre Umwälzung erwartet, aber zunächst bleibt alles beim Alten. Die Grenze zwischen Frankreich und der Schweiz ist noch zwei Stunden täglich geöffnet. Innerhalb Frankreichs bleibt die Einteilung in zwei Zonen noch bestehen.

Aber man ahnt, dass das Leben schwieriger, dass der Schraubstock fester angezogen werden wird.

Zahlreiche Gerüchte gehen um. «In Lyon haben sie 12 Tonnen Butter beschlagnahmt. Sie rupfen auf dem Bellecour-Platz in Lyon die Gänse, die sie den Bauern gestohlen haben. Sie sind alle sehr jung, Burschen unter zwanzig Jahren.» Witze werden herumgeboten. Das einzige, was wir genau wissen: das an der Mittelmeerküste gelegene Kinderheim von Banyuls muss verschwinden; die Kinder sollen in andere Kolonien verteilt werden. Es kommen auch drei zu uns. Ihre Eltern sind deportiert worden.

In unserem Mikrokosmos geht das Leben wieder seinen Lauf. Weihnachten rückt näher, wir schwelgen in Geheimnissen und Heimlichkeiten. Die Schweizer Mannschaft ist von der Vorfreude auf das Fest, das es vorzubereiten gilt, ganz elektrisiert. Da sie alle aus der Deutschschweiz kommen, fällt es ihnen schwer, sich Weihnachten ohne Sterne aus Goldpapier, ohne «netti Bildli uf hübsche Papierli», ohne «Kerzli» und «Tannenbäumli» vorzustellen. Am meisten fehlen werden aber die «Guetzli», der Weihnachtskonfekt! Nun ja halt, da ist nun einmal nichts zu machen, nichts zu machen! Schwerwiegendes Problem: Maly, kurz entschlossen, reist für drei Tage in die Schweiz und kommt tatsächlich mit den kostbaren Schätzen beladen zurück.

Die Koloniekasse hat zwanzig Francs pro Kind für ein Ge-

schenk freigegeben. Eine Tüte Bonbons kostet bereits zehn Francs. Aus Zigarrenkistchen hergestellte Nähkästen, gestrickte Puppen usw. – Phantasie ist an der Macht! Die grossen Mädchen besticken das grösste Kissen für die Leiterin, die man zwar nicht mag aber doch respektiert. «Nifio, nino mio», singen die Kleinsten; sie begleiten das Lied mit rhythmischen Schrittschen, wippen leicht in den Hüften ... tadellos.

Hinter jeder Tür ein zarter Flötenton.

Dank grossem Energieaufwand haben wir es geschafft, das alte Kino-Klavier aus dem Dorf ins Schloss hinauf zu holen. Ein Glanzlicht mehr für unser Fest.

Das Weihnachtsspiel muss fleissig eingeübt sein. Rollen lernen, Kostüme nähen: alle sind von einem Fieber ergriffen, es gibt mehr Schauspieler als Rollen.

Jacinta ist eine schwarze Jungfrau Maria, mit ihrem tintenschwarzen Haar, ihrer dunklen Haut und den feurigen Augen. Ihre Begeisterung und ihre Freude sind unwiderstehlich. David, der kleine Israelit mit den vollen Lippen und den Schlitzaugen, spielt wie ein Profi, allerdings verliert das Neue bald seinen Reiz für ihn. Die Mittleren spielen Engel und tanzen das Blumenballett.

Es ist uns zu Ohren gekommen, der Zentraldelegierte des SRK-Kinderhilfswerks für Frankreich, Maurice Dubois, und seine Frau würden uns möglicherweise mit ihrem Besuch beehren.

Diese Aussicht spornt uns doppelt an. Die Begeisterung erreicht ihren Höhepunkt.

Und das Weihnachtsfest wird tatsächlich der krönende Abschluss. Der Erfolg, nach all den Anstrengungen. Ich schwimme im Glück.

Nicht lange indessen!

Hinter meinem naiven Engagement hat sich eine Intrige angebahnt: die Leiterin will mich nicht mehr in Montluel. Die Mitglieder des Internationalen Zivildienstes sind beim SRK-Kinderhilfswerk an der Macht. Sie waren bereits im Spani-

schen Bürgerkrieg als Helfer zur Stelle und bilden eine Art Freimaurerei, die mit ihren Mitgliedern die Schlüsselpositionen in den Kolonien besetzt. Neuankömmlingen, die nicht zu ihrer Anhängerschaft zählen, stehen sie misstrauisch gegenüber, und es fällt der Leiterin denn auch nicht schwer, den Zentraldelegierten davon zu überzeugen, dass ich das schwarze Schaf sei in der Kolonie.

VI

Toulouse, an der Rue du Taur

Da hat man mich nun also ohne jede Erklärung nach Toulouse versetzt. Im Büro und den Räumlichkeiten an der Rue du Taur hat das SRK-Kinderhilfswerk sein strategisches Zentrum; Organisation von Patenschaften, Kontakt zu den Kolonien, Lebensmittelreserven ...

Und ich arme Seele sitze da auf einmal an einem Pult, muss Karteikarten einordnen, Adressen schreiben. Dabei kann ich nicht einmal Maschinenschreiben!

Aber so will es die Allmacht einer mysteriösen Direktion, für deren Entscheide das kleine Volk keine Begründung erhält. Ich bin völlig benommen und niedergeschlagen und kann das Ganze nicht begreifen. Was wirft man mir vor? Ich bin mir gewisser Fehler wohl bewusst: Unbesonnenheit, mangelnder Ordnungssinn. Aber steckt da nicht mehr dahinter? In einem Brief schreibe ich: «Was das Kapitel Sympathie und Freundschaft betrifft, so sind meine Beziehungen zu den Kindern und zu den Spaniern ausgezeichnet. Bezüglich Autorität ist meine Stellung eher anfechtbar; man fühlt sich geschmeichelt, in heiklen Situationen ins Vertrauen gezogen zu werden («Ich wage es der Leiterin nicht zu sagen ...») Wer weiss? Vielleicht bin ich bei den Kindern und dem spanischen Personal zu populär gewesen ... meiner Kartoffeljagd wegen?»

Es wohnt in mir auch eine gewisse natürliche Anarchie, die Gabe, nur das zu tun, wonach ich Lust habe, Tugend oder Laster, etwas jedenfalls, was mir meine Eltern vererbt haben und woran ich heimlich meine Freude habe. Weihnachten der krönende Abschluss; die Rue du Taur der Sturz. Ich stehe dumm mit aufgesperrtem Mund da, wie ein Sänger, der mitten in seinem schönsten Solo einen Faustschlag in den Magen erhält!

Die Rue du Taur ist das Hauptquartier des SRK-Kinderhilfswerks. Für mich das Fegefeuer, vor der Rückkehr ins Paradies.

Kaum hat man das gewölbte Eingangstor passiert, steht man in einem Hof, Ein gepflasterter, von Baracken eingefasster Platz; in einer von ihnen ist das Büro des obersten Chefs, Maurice Dubois, untergebracht, später das seines Stellvertreters, des Juristen Gilg. In einem Schuppen, dessen Tür nur angelehnt ist, lagern unter den wachsamen Augen der Spanier die für die Kolonien bestimmten Vorräte; Gerste, Kichererbsen, Krüge mit Öl, Fässer mit Trockenfrüchten, kleine Schachtelkäse, Pulvermilch usw. Die Büroangestellten kennen vornehmlich den Halva-Behälter, aus dem sich bald einmal jede diskret eine Portion der köstlichen, aus Honig und Mandeln zubereiteten Süßspeise herausgestochen hat. Das Büro ist gleich über dem Lagerschuppen. Hier werden die Patenschaften für Kinder (7'000) und die Kolonien verwaltet. Es ist auch eine Art Floss der Medusa, ein Rettungsfloss, an das sich bedrohte Existenzen klammern.

Madame Tempi zum Beispiel, grosse Priesterin der Patenschaften: eine mit einem Franzosen verheiratete Deutsche; höchstwahrscheinlich bei der Gegenspionage engagiert. Sie wirkt wie ein kleines Mädchen, mit ihrem goldenen Haar, das ein feines, ungeschminktes Gesicht umspielt. Einzig ein recht grausames Lächeln, das ihre Wolfszähne entblösst, verrät die in ihr schlummernde Energie, ihre Fähigkeit, mit jeder Situation zu Rande zu kommen.

Unbezahlbar dann das Trio der Jüdinnen. Eine grosse Rothaarige mit grünen Augen spielt die Pantherfrau, immer heiss hungrig, und gierig auf die Verteidigung ihrer Rechte bedacht. Madame Amman, die unter ihrem Fett zusammenbricht, stopft sich mit Kuchen voll, die sie von «Albert», ihrem Herzensgeliebten erhält; um sich um die Arbeit drücken zu können, stochert sie tagelang im Ofen herum, für den sie insbesondere die Verantwortung trägt; sie wäscht sich wenig, schminkt sich

stark. Die dritte im Bunde ist eine Studentin, Tochter eines reichen Geschäftsmanns. Es ist ein unaufhörliches Gurren zwischen ihnen, «Mein kleiner Schatz, mein Liebling», und sie liegen einander endlos in den Armen.

Pikanter Gegensatz zu den Leuten vom Zivildienst ...

Madame Dubois, eine strenge Dame: ihre kräftige Nase beherrscht ein schmales, spitz zulaufendes Gesicht; mit ihren stets niedergeschlagenen Augen unter den gewölbten Lidern erinnert sie an eine gotische Holzskulptur. Mademoiselle Perret, die Sozialhelferin, arbeitet leidenschaftlich und angestrengt; sie ist von aristokratischer Diskretion und hält sich aus dem Geschwätz heraus. Und dann die beiden belgischen Schwestern; sie haben die Kantine unter sich und bereiten die gemeinsam im Hof eingenommenen Mahlzeiten zu. Asketisch wie sie sind, setzen sie uns wahrhaft spartanische Menus vor, in denen rohe Karotten an vorderster Stelle stehen.

Mademoiselle Weber, gut fünfundsechzig Jahre alt, lässt sich in keine Kategorie einordnen. Als Lothringerin mit grossem Herzen hat sie sich 1939 den afrikanischen Widerstandskämpfern angeschlossen. Nach tausend Abenteuern ist sie nach Frankreich zurückgekehrt. Wir mögen sie sehr, mit ihren Elefantenohren, ihrer Männerstimme und ihrem Kostüm eines Admirals im Ruhestand. Bleiben, um die Mannschaft zu vervollständigen, noch die närrischen Kleinen aus der winzigen Wohnung an der Avenue Muret, einer Dependance des SRK: Luce, Hedwig, Gaby und ich. Alle vier auf verschiedenen Wegen hierhergekommen: Gaby, eine kleine Blonde, hat es vor allem auf einen Flirt mit den Offizieren abgesehen – was nicht lange dauern wird; Hedwig ist liebeskrank und wünscht den Deutschen den Sieg; dann Luce die Grosszügige, die mit ihrem Paket aus der Schweiz nicht geizt, und schliesslich ich, die ich hier meine Strafe absitze.

In unserer Puppenhauswohnung leben wir von Pfefferminztee und kuriosen Mixturen. Unsere Jugend verbindet uns; wir führen unerschöpfliche Diskussionen und lachen viel.

ZWEITER TEIL

Mitten im Drama

VII

Das vom Antisemitismus heimgesuchte Frankreich

So verläuft mein Alltagsleben vom Frühjahr 1942 bis zum Frühjahr 1943. In Montluel Kinder, Lebensmittelversorgung, Weihnachten ... In Toulouse Büro, Schwatzen, Freundschaft, Lachen ... Gewiss lässt uns ein da und dort jäh aufblitzendes Licht oft ahnen, dass nicht weit von uns Unbeschreibliches geschieht, aber das Ausmass der Tragödie, die das Frankreich Pétains erschüttert, ist für uns nur schlecht abzuschätzen.

Um besser verstehen zu können, was in der Folge geschieht, müssen wir einen Schritt in die Vergangenheit tun und auf den Waffenstillstand vom 22. Juni 1940 zurückkommen. An diesem Tag hat Frankreich, ohne es zu wissen, seine Seele verkauft.

Mit oder ohne Zustimmung des alten Marschalls beginnt von Regierungsseite eine erbarungslose, unerbitterliche Juden-jagd. Pierre Laval hat den Deutschen versprochen, ihnen sämtliche in der besetzten Zone ansässigen Juden nicht französischer Herkunft auszuliefern; dazu noch 10'000, die in der freien Zone leben. Schon im Juni 1942 beginnt die Menschen-jagd. Beklagenswerte Leute, die aus Holland, aus Belgien vertrieben worden sind, glauben sich hier in Sicherheit. Weit gefehlt: am 16. Juni zirkulieren ab vier Uhr früh Polizisten in ganz Paris und kontrollieren die Papiere. Man reisst die Leute aus ihren Betten, ergreift sie von der Strasse weg. Männer, Frauen und Kinder fremder Herkunft, alle, die man im Verdacht hat, Juden zu sein, werden festgenommen und im Velodrome d'Hiver (überdachte Radrennbahn in Paris) zusammengepfercht; von da aus erfolgt dann die Deportation. Zunächst nach Drancy, anschliessend weiter nach Deutschland. Die Rad-

rennbahn ist zum Bersten voll. Die Leute stehen dichtgedrängt. Kinder werden beinahe erdrückt. Man kann bloss stehend schlafen. Qualvolles Warten auf den grausamen Entscheid!

30'000 Juden werden auf diese Weise der furchtbaren Ungewissheit entgegengehen müssen. Aber das Ungeheuer ist noch nicht satt, die Deportationen gehen weiter. Die Angst wächst.

Die Lager von Gurs, von Rivesaltes und Vernet, in die man die Ausländer bereits eingewiesen hat, sind für die Suche nach weiteren Opfern wie geschaffen. Selbst wenn wir nicht alles verstehen, merken wir aus dem, was wir übereinstimmend beobachten können, dass ein grosses Unglück über das Land hereingebrochen ist.

Die kleinen Kinder von Rivesaltes, die schliesslich in Montluel landen, und ihre deportierten Eltern, sind ein erstes Zeichen. Die drei jüdischen Mitarbeiterinnen im Büro, die ihre Angst unter überschwenglichen Umarmungen und Küssen zu verbergen suchen, ein anderes. Und schliesslich erhalten wir an der Rue du Taur dann und wann auch Besuch von mutigen jungen Frauen: den Leiterinnen des Schweizerischen Roten Kreuzes in den Lagern von Gurs und Rivesaltes. Sie tragen flache Schuhe, Söckchen, das Haar im Nacken zum Knoten gebunden, ihre Gesichter, ihre Beine sind von Wanzenstichen übersät. Sie haben einen Schritt wie Männer; sie sind erschöpft, haben traurige Augen. Sie bringen in ihren Mappen erschütternde Zeichnungen mit, Gedichte, die einem das Herz zerreißen: diese bescheidene Ausbeute ist das letzte Lebenszeichen derer, die man weggeschickt hat.

Diese Frauen leben mitten im Grauen. Seit 1940 haben sie zu den Lagern Zutritt erhalten, um da für Nahrung, ärztliche Versorgung und moralischen Beistand besorgt zu sein. Die Schweizer Hilfsorganisation, die damals noch Hilfsverband für kriegsgeschädigte Kinder hiess («cartel de secours aux enfants victimes de la guerre»), ist nicht die einzige: auch die Quäker, das französische Rote Kreuz und andere katholische und prote-

stantische Hilfsorganisationen sind da, um verhindern zu helfen, dass die Leute buchstäblich an Hunger und Ruhr zugrunde gehen.

Die Schweizerinnen, die sich für diese Arbeit engagiert haben, sind einfache junge Frauen, mehrheitlich vom Ideal des Internationalen Zivildiensts (Pierre Cérésolle) beseelt.

Damit, dass man den Krieg hasst, ist es nicht genug, der Friede kostet auch noch seinen Preis: es muss jemand da sein, der die Wunden verbindet, die der Hass geschlagen hat.³

VIII

Der Bericht von Emmi Ott

(Wie sie ihn mir später anvertraut hat)

Emmi, deren vertraulicher, vom September 1942 datierter Bericht vor mir liegt, ist eine qualifizierte Krankenschwester. Gross, knochig, mit einem braunen, um den Kopf herumgeschlungenen Zopf, immer dieselbe Kleidung: ihre Berufsuniform. Flache Schuhe, kurzgeschnittene Fingernägel. Sie ist so bescheiden, so unscheinbar, dass niemand die eiserne Disziplin und die ungeheure Fülle an Liebe vermuten kann, die sich hinter ihrem zögernden Lächeln und ihren wohlüberlegten Worten verbirgt.

Sie kommt im Juni 1942 nach Gurs.

Sie rechnet damit – und hat sich moralisch darauf vorbereitet – hier eine dramatische Situation vorzufinden; zunächst ist dem nicht so. Angenehme Überraschung: die Barackengruppe der Frauen ist nicht von Stacheldraht umzogen, die Internierten dürfen frei auf dem «Boulevard», der grossen Strasse, die durch das Lager führt, zirkulieren.

Das Lager grenzt an einen Waldrand; am Sonntag geben sich die Insassen einer Illusion von Freiheit hin und pilgern, mit Decken, Küchengerät, der Tagesration und natürlich ihren geliebten Büchern beladen, ins Grüne. Am Abend kommen sie ausgeruht und sonnengebräunt zurück.

Das kulturelle Leben blüht: zwei Theatertruppen präsentieren eine Revue. Jeden Sonntagmorgen gibt es ein Konzert mit klassischer Musik. Die Initianten sind ein Violonist und früherer Dirigent und ein Pianist, der auch komponiert. Die Programmplakate werden von Künstlern gestaltet. Jeden Samstagabend halten die Lagerärzte – ebenfalls Internierte – wissenschaftliche Vorträge: sie haben ein zahlreiches, wissensdurstiges Publikum.

Dieses angeregte geistige Leben, das mühsam und liebevoll erarbeitet worden ist, gibt Gurs ein ganz besonderes Gepräge; ein gewisses Wohlbefinden hat sich hier eingestellt, es herrscht eine friedliche Atmosphäre, trotz aller Entbehrungen.

Dann der Schlag! Die «Schwarzen» tauchen auf! Wie Unglücksvögel hat diese neue Formation der französischen Polizei das Lager eingekreist !

Erster schwarzer Tag: der 5. August 1942.

Die Chefs der Häusergruppen gehen durch die Baracken und verlesen Namen. Jeder zittert beim Gedanken, der seine könnte auf der Liste sein. Der Befehl tönt wie ein Peitschenschlag: «Packen!» Innert einer Stunde müssen die zum Abtransport Verurteilten ihre armselige Habe gebündelt haben. Wo wird man sie hinbringen? Nach Polen? Es gibt Alte, die naiv meinen, sie würden ins Land ihrer Kindheit zurückgebracht. In ihrer Aufregung packen einige ihren Koffer vier, fünf Mal, packen ein, wieder aus, wieder ein. Vor den Barackendörfern türmt sich das Gepäck zu kleinen Bergen. Unterdessen sammeln die Vertreter der Hilfsorganisationen Briefe und Adressen ein, letzte Zeichen für Familienangehörige und Freunde.

Um sechs Uhr abends bewegt sich ein trostloser Zug auf die Hangars zu, wo Autobusse und Lastwagen bereitstehen. Nach Barackengruppen getrennt und von Gesetzeshütern begleitet, schreitet die düstere Gemeinde voran. Es ist alles da: Alte, Behinderte, halb Blinde, Kranke, die man aus ihren Betten gerissen hat.

Immer länger wird der Zug der Jammergestalten. Ein Hangar für die Männer, einer für die Frauen. Tausend Menschen, tausend Schicksale. Väter und Mütter folgen freiwillig ihren Kindern nach. Die über Sechzigjährigen und die Kinder unter 10 Jahren werden diesmal noch verschont.

Die ruhige Schicksalsergebenheit der Betroffenen ist erschütternd. Am Abend wird von den Hilfsorganisationen gekochter Reis verteilt: alles wird auf der Stelle verschlungen.

Unerträgliches Warten. Sie stehen da, sitzen auf ihren Ge-

päckstücken oder auf einem der wenigen Bänke. Um elf Uhr nachts beginnt endlich der Verlad: einer nach dem andern werden die Unglücklichen aufgerufen. In Gruppen von dreissig Personen steigen sie ein. Das entspricht dem in den Viehwagen, die auf dem Bahnhof von Oloron bereitstehen, vorhandenen Platz. Die Ehepaare bleiben für die ganze Strecke dieser Reise ins Ungewisse voneinander getrennt.

Die Angehörigen der Hilfsorganisationen können weiter nichts tun als kurz hingekritzeltte Mitteilungen von einem Hangar in den andern bringen, Adressen aufschreiben, Geld und Schmuckstücke in Verwahrung nehmen.

Ein paar wenige Leute werden in letzter Minute freigelassen; aber andere müssen an ihre Stelle treten, die man mitten in der Nacht aus ihren Betten holt, «Freiwillige» angeblich.

Dieser Menschenmarkt ist entsetzlich, ein Sklavenmarkt dürfte nicht schlimmer gewesen sein.

Die Nacht scheint kein Ende nehmen zu wollen. Es wird kalt. Auf einmal beginnen die jungen Mädchen zu singen. Sie wollen tapfer sein und durchhalten.

Einer nach dem andern fahren die mit ihrer Menschenfracht beladenen Lastwagen und Autobusse weg. Der letzte verlässt das Lager um 8 Uhr morgens.

In der kühlen Morgenfrühe ist das Lager wie ausgestorben, der «Boulevard» menschenleer. In den Barackendörfern gehen nach und nach wieder Türen und Fenster auf, aber die «Schwarzen» bleiben da und mit ihnen die Angst.

7. August; die nächste Welle. 600 Personen, die das Lager verlassen müssen. Der traurige Zug zu den Hangars hinüber setzt sich aus deutschen, österreichischen, tschechischen, polnischen und russischen Juden zusammen.

Zwei junge Mädchen sollen wegfahren und ihre sterbende Mutter allein hier zurücklassen. Am vorgerückten Abend beschliesst man endlich, auch die alte Frau mitzunehmen: sie sitzt hier im Hangar, am Ende ihrer Kräfte, halb liegend auf ihrem

Klappstuhl, von ihren weinenden Töchtern umgeben. Schliesslich streicht der Gruppenchef sie alle drei von der Liste, sie kehren in ihre Baracke zurück.

Appell. Bei jeder Liste fehlen ein paar Leute. Die Angst hat sie unwahrscheinliche Verstecke finden lassen: sie liegen in Strassengräben, kauern in Bohnenfeldern oder in Toiletteneimern und hoffen, so ihrem Schicksal entgehen zu können. Am nächsten Tag findet man zwei von ihnen halb verkohlt unter den Dächern. Aber wenn sie auch diesmal noch davonkommen, so ist ihr Los ihnen doch sicher, und für den Augenblick nimmt man andere an ihrer Stelle mit.

Die Anzahl der auf der Liste gesetzten Namen bleibt unverrückbar dieselbe: *wer* da mitfährt, zählt nicht, es zählt allein die auf der Liste festgelegte Zahl.

Nach diesem zweiten Abtransport ist Gurs vollständig verändert. Die Theatertruppe ist weg, die Sängerin auch; bloss die beiden Musiker sind noch da. Die «Schwarzen» sind zwar verschwunden, aber die Ruhe täuscht. Es herrscht Angst.

In kleinen Gruppen treffen wieder zahlreiche Flüchtlinge ein: aus Belgien, Holland, Paris.

Wer ist als nächstes an der Reihe?

Ein drittes Mal sperrt man die Barackendörfer zu. Alle, die sich vor dem zweiten Transport hatten retten können, sind gefasst worden. Man hat sie in die «Baracke der Vergeltungsmassnahmen» gesteckt, das Lagergefängnis. Diesmal lässt der Lagerdirektor die Hilfsorganisationen rufen, um ihnen die Liste der zur Abreise Verurteilten vorzulesen. Bei zahlreichen der angeführten Namen legen die Vertreter der Hilfsorganisationen Protest ein. Es handelt sich um alte Freunde, um Männer und Frauen, die sich tapfer um ihre Nächsten verdient gemacht haben. Der Direktor willigt ein, sie dazubehalten: es muss aber jemand anderer an ihre Stelle treten. Grausame Wahl.

Der Konvoi besteht aus 60 Personen; man holt sie einzeln

aus dem Lagergefängnis und aus den Barackendörfern ab. Eine endlose Nacht lang sind die Opfer in einem überwachten Gebäude vereint.

Eine vierundachtzigjährige Grossmutter liegt weinend auf ihrem Strohsack: wird sie mit ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn abreisen können oder nicht?

Sie wird.

Die «Freiwilligen» beweisen grosse Unerschrockenheit und melden sich unaufgefordert, um jemandes Platz einzunehmen. Da tritt einer vor, um in dem düsteren Zug an die Stelle eines jungen Mannes zu treten. Aber wenig später fordert man den jungen Mann auf, seinerseits für eine junge Frau einzuspringen; er zögert, stimmt schliesslich unter der Bedingung zu, der nächste Freiwillige müsse für ihn bestimmt sein. Es meldet sich jedoch keiner mehr: der junge Mann muss wegfahren.

Die Mitglieder der Hilfsorganisationen haben diesmal die Erlaubnis, die Deportierten bis nach Oloron zu begleiten und die Waggons zu betreten. Zwei Viehwagen, ein Gepäckwagen, das Ganze von der Bereitschaftspolizei eskortiert. Es wird heisser Kaffee ausgeschenkt. Bis zum letzten Augenblick immer dasselbe Hin und Her von Briefen, Schmuckstücken, Uhren, Geld. Letzte Blicke durch die Türschlitze hindurch, dann werden die Waggons an einen Zug mit gewöhnlichen Reisenden angehängt. Eine weitere traurige Fracht unterwegs! Die nächste Etappe ist Drancy.

Es sind wieder «Schwarze» im Lager. Weniger zahlreich als auch schon, ja, aber die Angst geht um.

Vierter Transport.

Wieder müssen Listen erstellt werden, mit den Namen der Ehemaligen, die noch im Lager sind.

Zur gleichen Zeit treffen an zwei aufeinanderfolgenden Tagen zahlreiche Männer, Frauen und Kinder ein ... die Menschenjagd ist im ganzen Departement eröffnet worden, man hat die Leute nachts überrumpelt und festgenommen; es gibt

welche, die das Lager bereits kennen; dank einer Arbeitsbewilligung haben sie aber in Freiheit gelebt. Die Polizei erscheint im Lager und führt diese «Fremdarbeiter», die mit Bauern oder einer der Hilfsorganisationen in einem Arbeitsverhältnis stehen, ab.

Die Hilfsorganisationen werden jetzt mit gewissen administrativen Arbeiten betraut: sie sollen die Abreisenden nach Familien oder freundschaftlichen Bindungen zu gruppieren versuchen und den Behördevertretern diejenigen bekanntgeben, die dank eines administrativen Erlasses von der Deportation ausgenommen werden könnten.

Eltern bitten flehentlich, man solle ihre Kinder in Obhut nehmen; sie wollen sich von ihnen trennen, um sie zu retten. Telefon, Telegramm nach Vichy. Vichy bleibt stumm. Und die Anklage der Mütter, voller Verbitterung: «Warum könnt ihr nichts tun?»

Alles was sich auf den Beinen halten kann, wird als gut zum Transport erklärt. Es sind zusätzlich zu den Viehwagen zwei Personenwagen vorgesehen: für die Greise, die Behinderten und die Kranken.

Das Schauspiel bleibt sich gleich: Warten in den Hangars, Nahrungsverteilung, Entgegennahme letzter Wünsche, bis man die Lastwagen und Autobusse besteigen muss.

Es geht schon gegen Morgen, noch ist es finster, es regnet. Endlich werden auf ihren Bahren die Kranken verladen. Die Polizisten, die mit aufgepflanztem Bajonett Wache stehen, können sich selbst der Erschütterung nicht entziehen.

Im Zug wird jeder Wagen streng bewacht, jeder Viehwagen hat seine Bereitschaftspolizei. Um diesem ganzen Leiden, das da unterwegs ist, Linderung zu bringen, gibt es nur einen einzigen Arzt: er hat sich freiwillig dem Transport angeschlossen, um seine Frau nicht verlassen zu müssen.

Und hier die letzten Sätze aus Emmis Bericht:

«So habe ich vier Transporten zusehen müssen, deren jeder sein eigenes Gesicht besass. Sie liegen noch jetzt auf mir wie

ein Alptraum ... Ich will nicht daran denken, dass diese Deportationen weitergehen können, wenn mir auch der kalte Verstand sagt, dass es so sein wird. Es ist zu schrecklich. Eines muss indessen gesagt sein: dass nämlich weder das französische Volk noch die Lagerdirektion noch die Polizei mit diesen Massnahmen einverstanden sind. Alle, von einigen Ausnahmen abgesehen, waren diesen Unglücklichen wohlgesinnt. Die Polizisten haben geholfen, das Gepäck zu schleppen, sie haben die unglücklichen alten Frauen beim Einsteigen in die Waggons gestützt. Sie haben getan, was sie konnten: es war nicht viel. Die Hilfsorganisationen haben getan, was in ihrer Macht stand, um den leidgeprüften Menschen ihr Los oder zumindest den bitteren Abschied zu erleichtern: es war gar wenig. Man hätte der ganzen Welt zuschreien mögen: Haltet ein! und man musste schweigen.»

Emmi Otts grundehrlicher Charakter garantiert für die Authentizität dieses Berichts.

IX

Die Geschichte des Schlosses La Hille

*(Von Frühjahr 1940 bis
Frühjahr 1943)*

Will man begreifen, was sich in den alten Mauern dieses Schlosses seit 1940 alles abgespielt hat, muss man die Geschichte der Kinder weiter zurückverfolgen. Diese Jugendlichen, die von Norddeutschland, von Österreich her gekommen sind, haben ganz Europa durchquert, um schliesslich in der Ariège, am Fusse der Pyrenäen zu stranden; in die Enge getrieben und mit dem Tode bedroht. Ihren Anfang hat diese grausame Odyssee mit dem beginnenden Antisemitismus in Deutschland genommen; als der Wahn umzugehen begann, erkannten gewisse Eltern die Gefahr und zogen es vor, sich von ihren Kindern zu trennen und diese ausländischen Heimen anzuvertrauen. So hofften sie wenigstens auf eine sichere Zukunft. In der belgischen Hauptstadt Brüssel waren so zwei Heime für israelitische Kinder, eines für Knaben, eines für Mädchen, eröffnet worden.

Im Frühjahr 1940 Einmarsch der Deutschen in Belgien und Holland. Die Heime werden nach Südfrankreich verlegt. In Seyres, in der Nähe von Toulouse, richtet man sich schlecht und recht in den Nebengebäuden eines alten Herrschaftsgutes ein. Die Gebäude sind nicht zu heizen. Decken keine vorhanden: Grippeepidemie. In äusserster Bedrängnis ruft der Direktor um Hilfe.

Ab Oktober 1940 werden etwa 100 Kinder, Mädchen und Knaben, vom «Hilfsverband für kriegsgeschädigte Kinder» in Obhut genommen, aus dem wenig später das Kinderhilfswerk

des Schweizerischen Roten Kreuzes (SRK-Kinderhilfswerk) hervorgehen wird.

Aber wo findet sich ein Haus, in dem man die Schützlinge unterbringen kann? Elen Dubois, ohne Furcht und Tadel, setzt sich auf ihr Fahrrad: nach mühsamem Suchen entdeckt sie zwischen Foix und Pamiers, in der Ariège, das alte Schloss La Hille. Es ist seit zwanzig Jahren unbewohnt und im gegenwärtigen Zustand auch nicht bewohnbar ...

Seine eindruckliche Silhouette ist von Weitem sichtbar: inmitten mächtiger Bäume, Pappeln und Platanen, steht es auf freiem Feld. Eine schöne Landschaft, sanfte Hügel, Mais- und Weizenfelder, Wäldchen und Zypressen am Horizont. Unten an der Wiese fliesst die Leze vorbei, ein klarer Bach, in dem die Mädchen später die Wäsche spülen und die Kleinen baden. Ein sonnenreicher, früher Frühling. Das Schloss bietet einen stolzen Anblick: zwei Ecktürme, der eine zur Ruine zerfallen, der andere efeuüberwachsen; in den Hof gelangt man unter einem Rest Zugbrücke und durch ein rundbogiges Tor hindurch. Es wird von einem Türmchen mit durchbrochener Galerie überragt, das an die Renaissancezeit erinnert. Der grosse Saal mit dem schweren Holzgetäfer ist dagegen eher im Stil des 19. Jahrhunderts gehalten.

Eines ist sicher: im Februar 1941, als das erste Grüppchen Seyres verlässt und nach La Hille zieht, ist das Schloss schmutzig und wüst, höchstens von Ratten und Spinnen bewohnt.

Im März trifft der zweite Schub der zukünftigen Bewohner ein. Unter der Leitung eines Schweizer Arbeiters und einiger Spanienflüchtlinge gehen die Restaurationsarbeiten nun zügig voran: in den Zimmern wird die Elektrizität eingerichtet, in einem der Türme ein Wasserreservoir untergebracht, man hebt eine Zisterne aus. Mit einer Pumpe wird das Wasser dann in die Küche, die Waschräume und die Waschküche gepumpt. Später schreinern die Buben, von einem baskischen Schreiner angeleitet – Vater Nadal mit dem edlen Profil – Tische und Bänke. Im Schloss gibt es zwar wohl ein reiches Mobiliar, Imi-

tation Louis XIII, aber laut Mietvertrag darf es nicht benützt werden. All diese Möbel sind jetzt im «heiligen Zimmer» aufgestapelt und werden zum Paradies für Motten.

Im Mai 1941 kommt Rösli Näf als Leiterin aufs Schloss: eine energiegeladene Krankenschwester, die ganz frisch aus der Schweiz anreist, nachdem sie drei Jahre in Lambarene bei Dr. Schweitzer im Einsatz gewesen ist. Um die Dreissig, schreckt vor der Arbeit nicht zurück, ein manchmal stürmisches Temperament. Entschlossen nimmt sie auf dem Schloss die Zügel in die Hand: sie hat den Auftrag erhalten, die 50 noch in Seyres verbliebenen Kinder hierherzubringen. Sie treibt einen alten Autobus auf und macht dann Bekanntschaft mit dem beklagenswerten Grüppchen, das den ganzen Winter ohne Heizung und mit einer Kost aus Mais und Wasser hat überstehen müssen. Als gute Krankenschwester zögert Rösli keinen Augenblick: es werden Nesseln gekocht, als Spinatersatz. Für die Vitamine, versteht sich! Aber das ungewöhnliche Gericht wirft ein beunruhigendes Licht auf die neue Leiterin und das, was sie noch vorhaben mag.

Am 30. Juni wird umgezogen.

Von nun an bringen 90 Bewohner Leben in das alte Schloss, alles österreichische und deutsche Juden, von den paar Spaniern und der Handvoll Schweizer abgesehen.

Der Alltagstrott kommt in Gang, die im Turnus zu verrichtenden Arbeiten werden verteilt. Ein Gärtner hat die Feldarbeit unter sich: Garten und Pflanzungen bilden die Grundlage der Lebensmittelversorgung. Das Leben ist einfach, hart, gesund. Das Klappern der Holzschuhe widerhallt von zuoberst bis zuunterst im Haus; die Mädchen tragen biedere, weissblau karierte Schürzen.

Gewaschen wird mit einer Seife, die mehr Sand als Fett enthält; und damit das warme Wasser auch voll ausgenützt wird, kommen nach Leintüchern und Arbeitskitteln noch die Kleinsten (die Mickys) an die Reihe: in einem grossen Zuber werden sie im Freien von oben bis unten abgeschrubbt.

Die Portionen auf den Aluminiumtellern sind reichlich bemessen: Kartoffeln oder Gerste in gezuckerter Pulvermilch gekocht. Fleisch ist sonntäglicher Luxus, Butter gibt es nicht, aber Konfitüreschnitten zum Frühstück so viel man mag. Niemand muss hungern.

Offiziell spricht man Französisch, aber untereinander reden die Kinder deutsch. Damit auch das geistige Leben seine Nahrung erhält, gibt es eine Bibliothek, und im sogenannten «Salon» steht ein altes Klavier. Alle Grossen und Mittleren sind lernbegierig und voller Wissensdurst.

Nachdem die Knaben in den Mais- und Kartoffelfeldern gehackt und gejätet haben, oder im Walde kubikmeterweise Holz gesägt, holen sie die Kleinen in Montégut aus der Schule ab. Die Mädchen helfen im Haus, in der Küche, arbeiten auf der Wäscheabteilung, nähen und flicken, sitzen dazu auf der Wiese im Kreis, oder sie rüsten Gemüse im Hof.

In allen. Kleinen, Mittleren und Grossen, lebt die Erinnerung an wohlbehütete Häuser, an Komfort und Naschereien, an Eltern, die sie liebten und ihre Hoffnungen in sie setzten. Alle denken sie daran und träumen noch davon: die Kleinen vor dem Einschlafen im kahlen Schlafraum mit den Eisenbetten, die Grossen auf dem Estrich unter dem jahrhundertealten Gebälk. Aber sie wissen, dass es hier nichts zu jammern gibt, dass man schweigen muss. Weil man so lange schon beisammen ist und das gleiche Schicksal teilt, knüpfen sich Bindungen an; die grossen Mädchen haben einen Kleinen adoptiert, den sie hätscheln; Freundschaften entstehen und vergehen, Grüppchen bilden sich und lösen sich wieder auf; zarte Verliebtheiten blühen auf. Diskrete Zeichen der Zuneigung werden ausgetauscht: Briefchen, Blumensträusse, kleine Geschenke. Aber jedermann weiss, dass die Fäden, die da hin- und hergesponnen werden, leicht reissen können und dass man sich eines Tages wird trennen müssen.

Die Grossen sind unermüdlich am Lernen. Sie hoffen, später einmal noch studieren zu können. Einstweilen werden die

Lehrbücher – Geschichte, Philosophie, wissenschaftliche und mathematische Werke – unter den Kopfkissen versteckt; die russischen, englischen, französischen, deutschen Romane liegen im Schloss in jeder Ecke herum.

Lesen, lesen, das ist auf La Hille die grosse Leidenschaft. Lesen im grossen Saal, in der Ecke beim Kamin, lesen im Bett, mit der Taschenlampe, lesen unter einem Baum im Park.

Die zweite Leidenschaft gilt der Musik: wenn Henri, der Geiger, und Walter, der Pianist, zusammen üben und zwanzigmal dieselbe Stelle wiederholen, fühlt man sich wohl im Schloss. Jedermann freut sich auf das nächste Konzert. Bei den ersten Noten der Frühlingssonate herrscht andächtige Stille im Saal; die Kleinsten halten den Mund, die Grossen legen den Kopf auf ihre auf dem Tisch verschränkten Arme.

In dieser insichgeschlossenen Republik hat sich ein Lebensstil entwickelt. Keine engherzige Disziplin! Das Schloss ist das Zuhause: keine Strafe, wenn man morgens im Bett noch schwatzt, kein Spiel, bei dem man zum Mitmachen gezwungen würde, kein obligatorischer Spaziergang. Die Kleinen respektieren die Grossen, und die Grossen wissen, was sie zu tun haben.

Es wäre natürlich naiv zu glauben, auf La Hille seien die Tage reibungslos vorbeigegangen, ohne Aufregung, ohne ein trauriges oder ein frohes Ereignis. Die einen gehen weg, andere kommen an.

Am 1. August 1941 verlässt Monsieur Elias, der als einer der ersten auf dem Schloss mit dabei war, nach Meinungsverschiedenheiten mit der Leiterin die Kolonie. Im September trifft dafür aus der Schweiz Eugen Lyrer⁴ ein, der zur Freude all der Lernbegierigen Englisch, Stenographie und Französisch unterrichten wird. Auch das Weihnachtsfest ist ein Lichtschimmer in der Monotonie eines so sehr von der Aussenwelt abgeschnittenen Lebens: Walter, Henri und Edith aus Wien geben ein Konzert, das erste einer langen Reihe, die im Schloss zur festverankerten Tradition werden wird. Über die Festtage erhalten wir auch Besuch aus dem Büro in Toulouse.

Im Januar verlassen die Franks das Schloss, auch sie nach einem Konflikt mit Rösli Näf. Einige Wochen später erhalten wir Zuzug von Fritz⁵, einem jungen Mann, der aus dem Lager von Gurs entkommen ist; er erzählt.

Am 14. Juli erfährt Edith durch einen Brief ihrer Verwandten aus der Schweiz, dass ihre Eltern von Wien nach Polen deportiert worden sind. «Meine lieben Eltern, meine einzigen, meine Eltern ganz aus Gold! Mein Vater hat für Österreich gekämpft und im Krieg von 14-18 das Augenlicht verloren», schreibt sie in ihr Tagebuch. Und eine tiefe Niedergeschlagenheit verdüstert ihr Gemüt.

Trotz dieser alarmierenden Zeichen, die aus der Aussenwelt zu uns gelangen, geht das Leben auf dem Schloss ruhig seinen Lauf. Das Getriebe ist gut geölt, die Gemeinschaft eingespielt.

Das Lager von le Vernet

(26. August 1942)

(Wie mir Rösli Näf,

*damals Leiterin auf Schloss La Hille,
die Ereignisse geschildert hat)*

Blitz aus heiterem Himmel!

Tragische Nacht vom 26. auf den 27. August.

Um Mitternacht macht Rösli noch die Runde durch die Schlafsäle. Der grosse Jean⁶ irrt in einem Frauennachthemd verängstigt durch die Gänge. Ein Gespenst ... Rösli beruhigt ihn, man geht hinauf und legt sich schlafen.

Gegen fünf Uhr morgens ist Jean wieder da, hinter ihrer Tür: «Es sind zwei Autobusse unten auf der Strasse, eine Menge Polizisten auf dem Weg und zwei im Schlosshof.»

Rösli wirft sich einen Morgenmantel über, läuft zitternd hinter, stösst den schweren Eisenbalken an der Tür zurück. Im Schein ihrer Taschenlampe stehen zwei Polizisten, beinahe fällt ihr die Lampe aus der Hand. Die Polizisten versichern, sie seien bloss auf der Streife, wie gewohnt, und hätten vor dem Wind Zuflucht gesucht. Rösli bittet sie herein. Sie lehnen ab. Sie geht wieder hinauf, um sich anzuziehen, aber da ist die Treppe bereits von uniformierten Männern verbarrikadiert. Wie ein zwanzigköpfiges Ungeheuer steigen sie hinauf. Oben angekommen streckt ihr der Vorsteher der Polizeiwache von Pamiers eine Liste mit vierzig Namen entgegen: die Kinder über sechzehn und das jüdische Personal.⁷ Rösli bricht in Tränen aus und schreit ihm ins Gesicht: «In einem Rotkreuzhaus können Sie das nicht machen!» Er zuckt die Schultern, brummt: «Befehl!» Eine Handbewegung und er ordnet an: «Los! Alle in den Hof!»

Die Männer stürmen die Zimmer und bewachen Türen und Fenster. Rösli hätte es den Kindern wenigstens selber sagen wollen, um ihnen einen Schock zu ersparen. Der Polizeichef lehnt ab. Nachdem die Jugendlichen im Hof sind, erster Appell. Die Grossen sind schon so oft bei tragischen Ereignissen dabei gewesen, dass sie wissen, es gibt in diesem Augenblick nur eine Möglichkeit: Ruhe bewahren. Niemand lässt sich gehen; mit zusammengebissenen Zähnen packt jedes seinen Koffer. Durchsuchung der ärmlichen Gepäckstücke: sämtliche Scheren, Messer, Rasierklingen werden daraus entfernt.

Langsam wird es Tag. Der Offizier will sich liebenwürdig zeigen; er hat gesehen, dass die kleinen Leute weder bewaffnet noch gefährlich sind und sagt: «Wenn sie Goldschmuck haben, Uhren, so sollen sie ihn Ihnen abgeben.» Blitzartig begreift Rösli: Sie sind für die Todeslager bestimmt.

Die Jugendlichen übergeben Rösli ihre Schätze, sie plündert dafür die Vorräte des Schlosses, um ihnen eine Wegzehrung mitzugeben. Sie verteilt auch die Weihnachtsgeschenke. Jetzt schon! Rote Schürzen.

Der Offizier gibt noch die Erlaubnis zu einem Frühstück. Dann setzt man sich in Zweierkolonne in Marsch, zu den wackligen Autobussen hinüber. Die Kleinsten folgen dem düsteren Umzug, Bäuerinnen aus der Umgebung sind herangelaufen und empören sich.

Die Leiterin ist völlig zusammengebrochen, sie kann nur noch schluchzen. Toni, eine kleine Elfjährige, schiebt ihre Hand in die ihre und versucht sie zu trösten: «Jetzt, wo die Grossen fort sind, helfen)*vir* Ihnen dann.»

Am gleichen Tag noch telefoniert Rösli nach Toulouse. Sie erfährt von Maurice Dubois, dem leitenden Direktor des SRK-Kinderhilfswerks in Frankreich, dass in Chambon und in Saint-Cergues Razzien derselben Art stattgefunden haben. Bereits auf der Hut, bricht er unverzüglich nach Vichy auf. Seine Frau indes reist sogleich nach Bern. Am 28. August trifft sie dort

ein. Sie will von den Behörden Unterstützung für die Freilassung der Jugendlichen erlangen.

Sie ist überzeugt, dass es zu weiteren antisemitischen Massnahmen kommen wird und dass ihnen immer jüngere Kinder zum Opfer fallen werden. Zum ersten Mal spricht sie die inständige Bitte aus, es möchten alle in unseren Kolonien beherbergten Kinder in der Schweiz Asylrecht erhalten. Das Anliegen wird von R. Olgiati an Oberst Remund weitergeleitet (31. August 1942). Was wird wohl daraus?

Im Schloss geht das Drama weiter.

Rösli hatte gefragt: «Wohin bringen Sie sie?» Der Offizier hatte geschwiegen.

Per Fahrrad bringt sie die ungefähr zwanzig Kilometer bis zur Präfektur von Foix hinter sich, und da, von einem Büro ins andere geschoben, erfährt sie von einem Untergebenen: «*Camp du Vernet*.» (Lager von Vernet). Sie weiss, wo sich dieses Lager befindet: zwischen Pailhès und Pamiers. Am nächsten Tag, ohne nachzudenken instinktiv der Drang: «Ich muss dorthin, sie aufsuchen.»

Sie schwingt sich wieder auf ihr jämmerliches Fahrrad, das schliesslich vollends zusammenbricht. In einer Garage in Pailhès macht sie ein Taxi ausfindig. «Das ist aber teuer», sagt der Garagist. Kommt nicht drauf an. Sie hat ihr ganzes Geld mitgenommen.

Das Lager bietet einen abweisenden Anblick. Stacheldraht ringsherum. Zwei Wachen flankieren den Eingang. Rösli befiehlt dem Chauffeur: «Fahren Sie durch!» – sie hat überhaupt keine Bewilligung des Sozialamts für Ausländer. Unter den verblüfften Blicken der Wachtposten fährt das Taxi durch. Handelt es sich vielleicht um einen hohen Gast? Einen Lagerinspektor? Sie steigt aus. Das Taxi fährt weg.

Sie steht mitten im Hof und wartet, da hört sie hinter sich den Gruss eines Offiziers ... auf Schweizerdeutsch. Ein Wunder! Er ist Franzose, hat aber seine Kindheit in der Schweiz

verbracht. Er ist administrativer Leiter des Lagers, die Kinder von La Hille, die durch ihre gute Laune von den andern Lagerinsassen abstechen, sind ihm bereits aufgefallen. Sie haben, wie alle andern auch, ärztliche Untersuchungen über sich ergehen lassen müssen, man hat sie ausgezogen, ihre Koffer durchsucht, hat sie gezwungen, Formulare auszufüllen. Walter⁸, der dienstbeflissene Küchengehilfe, und die Mädchen singen. Die Kinder haben dem Offizier vom Schloss erzählt. Sie sind überzeugt, dass ihre Leiterin sie hier aufsuchen wird.

Als sie kommt, haben die Jugendlichen, ausser sich vor Freude, zu ihrem Empfang die roten Schürzen angezogen.

Der Offizier stellt Rösli einen Passierschein aus. So kann sie sich frei im Lager bewegen. Sie bleibt da, während Maurice Dubois in Vichy vorstellig wird. Minister W. Stucky ist abwesend, glücklicherweise, kann man fast sagen: so kann ihm der Botschaftsekretär Beistand leisten, ohne dass dadurch die offizielle Position der Schweiz kompromittiert wird.

Auf französischer Seite ist einzig der Generalsekretär des Innenministeriums befugt, die verfügbaren Inhaftierungen rückgängig zu machen. Nach einer mühsam erreichten Unterredung verspricht er endlich, nachdem Maurice Dubois höchst nachdrücklich auf die Aufnahme französischer Kinder in Schweizer Familien hingewiesen hat, seinen Entscheid zu revidieren.

Wie viele sind sie noch, ausser denen von La Hille, im Lager von Vernet? Dreihundert ungefähr, Männer, Frauen, etwa vierzig Kinder, alle für die grosse Abreise zusammengepfercht ... Die Eltern flehen Rösli an, ihre Kleinen unter die hohe Obhut des SRK zu nehmen, sie weiss indessen noch nicht einmal, ob es für die Ihren eine Rettung gibt.

Am Samstag, 29. August, trifft die überwältigende Nachricht ein, Botschaft unermesslicher Freude! Dank eines Anrufs von Dubois weiss Rösli jetzt, dass ihre Schützlinge nicht abreisen werden; sie beschliesst im Einvernehmen mit dem leitenden Obersten des Lagers, dass die Kinder erst nach der Abreise der andern ins Schloss zurückkehren sollen.

So wird den Grossen von Schloss La Hille das traurige Schauspiel einer Deportation nicht erspart.

Am nächsten Tag sehen die zum Abtransport Verurteilten, wie sich auf den Geleisen des nahen Bahnhofs langsam die Viehwagen ansammeln. Instinktiv wissen sie, dass die Stunde geschlagen hat. Am 31. August lässt man einen Rabbiner ins Lager kommen; zweites böses Omen.

Am 1. September donnert die Stimme des Kommandanten: «In einer halben Stunde jedermann abmarschbereit!» Es ist sieben Uhr morgens. Die staatliche Polizei verteilt ihre etwa vierzig Männer in die verschiedenen Quartiere, dann wird Befehl zum Schliessen der Koffer gegeben. Zwei der Grossen kommen bleich und aufgeregt daher, ihre entsetzten Augen fragen: «Müssen wir auch gehen?» Und Rösli kann ihnen sagen: «Nein.» Sie begleitet den armen Zug der Verdammten bis zur Bahn, um sicher zu sein, dass keiner der Ihren aus Versehen mitgeführt wird. Sie nimmt Schmuckstücke, Eheringe, Uhren in Empfang, Adressen von Freunden und Verwandten, für eine letzte Nachricht. Man sucht ihr Postkarten zuzustecken, Telegramme, und wieder kleine Kinder, die sie nicht annehmen kann.

Langsam gleiten die Waggons an ihnen vorüber. Plötzlich schreit eine Männerstimme: «Erzähl ihnen in der Schweiz, wie man hier Leute behandelt, die für Frankreich gekämpft haben. Die Franzosen verdienen es nicht, dass man bei euch ihren Kindern zu essen gibt. Es lebe die Schweiz!»

Letzter Abend im Lager ... Auf die Anspannung der letzten Tage, auf die Begegnung mit dem Grauenhaften folgt die verrückte Freude, gerettet zu sein, jung, am Leben.

Alle Angestellten im Lager hatten an der Deportation wider ihren Willen teilgenommen; man spürte es an ihren Gesten, an den Bemerkungen, die da und dort fielen, wie sehr ihnen all das im Grunde zutiefst zuwider war. Entsprechend gross ist der Jubel im ganzen Lager, als man die Freilassung der Gros-

sen vom Schloss La Hille erfährt. Alle feiern mit. Monsieur Lyrer hat Konfitüre aus dem Schloss mitgebracht, es wird davon verteilt, auch der Barackenchef bekommt seinen Teil. Man singt, Kurt⁹ spielt Mundharmonika.

Am nächsten Tag die Erlösung: heim nach La Hille.
Alle sind gesund und unversehrt, niemand fehlt.
Und doch ist nichts mehr wie vorher.

XI

Offizielle Reaktionen aus Bern

Ja! Nichts ist mehr wie vorher.

Im Zentralbüro des Roten Kreuzes in Bern kann nach dem Besuch von Elen Dubois (28. August 1942) niemand mehr offiziell die Augen verschliessen vor dem, was da geschieht. Ihr Appell zugunsten einer Einreise sämtlicher israelitischer Kinder aus den von den Schweizerischen Hilfswerken geführten Heimen in die Schweiz widerhallt den Verantwortlichen von nun an in den Ohren.

Dank R. Olgiatis Vermittlung ist ein alarmierender Rapport auf das Pult von Oberst Remund gelangt. Zweifel sind nicht mehr erlaubt. «Eine grosse Angst hat sich aller Juden bemächtigt, und die Atmosphäre der Unsicherheit lastet schwer auf ihren bedrohten Leben. Die Kinder haben unter diesen Massnahmen ihrerseits hart zu leiden. Es droht ihnen weiterhin die Deportation.»

Der Schock vom Lager von Vernet ist bloss eine Nebenhandlung im allgemein sich abspielenden Drama.

Eine von Oberst Remund nach Vichy entsandte Delegation, die Herren Zürcher und Olgiati, trifft dort am 8. September 1942 mit Minister W. Stucky zusammen und legt ihm das Problem eingehend dar. Stucky schlägt vor, persönlich bei Laval vorzusprechen, gegen die Vorfälle im Lager von Vernet zu protestieren und für die Zukunft Garantien zu verlangen. Er wird nachdrücklich darauf hinweisen, dass eine solche Verfahrensweise jungen, dem Schutz des Roten Kreuzes unterstellten Leuten gegenüber ernsthafte Folgen für die in der Schweiz beherbergten französischen Kinder nach sich ziehen könnte.

Es sieht so aus, als habe Minister Laval, nach mühsamen

Verhandlungen, die Deportation unserer Kinder und Jugendlichen bis zu 18 Jahren vorübergehend untersagt. Die Idee, für die jungen Israeliten aus unseren Kolonien eine reguläre Einwanderungserlaubnis zu erwirken, nimmt zu dieser Zeit aber ebenfalls Gestalt an. Bereits am 30. September wird dem Bundesrat ein entsprechender Antrag gestellt. Übermittler ist der Delegierte des Bundesrats bei den Internationalen Hilfsorganisationen, Herr von Haller.

Was bringen diese wiederholten Vorstösse?

Ist es Nachlässigkeit, Stillschweigen, schlechter Wille, Widerstand? Es geschieht nichts.

Am 21. November wird ein letztes Gesuch von Oberst Remund an den Bundesrat weitergeleitet. Ich zitiere:

«Das leitende Zentralkomitee des Schweizerischen Roten Kreuzes bittet den Bundesrat, die Frage der Einwanderung der in unseren französischen Kolonien beherbergten jüdischen Kinder erneut zu prüfen. Wie die seit dem 11. November 1942 zu beobachtende Entwicklung zeigt, sind weitere gegen diese Kinder gerichtete Massnahmen zu befürchten, selbst wenn die im Augenblick bei uns eintreffenden Nachrichten nicht alarmierend sind. Das Kinderhilfswerk des SRK möchte einmal mehr festhalten, dass es sich der Verantwortung den in seinen Heimen untergebrachten Kindern und Jugendlichen gegenüber nicht entziehen kann.»

Es ist bereits zu spät. Ganz Frankreich wird besetzt, die französische Regierung ist nur mehr ein Marionettenregime und Laval's Versprechen hohles Gerede ... Hat der Bundesrat reagiert? Ich weiss es nicht.

Heimlich verlässt man das Schloss

Offiziellerseits ist das Räderwerk blockiert; kehren wir also ins Schloss zurück, um zu sehen, was in den Köpfen und Herzen der Grossen vor sich geht, die bei der Deportation von Le Vernet dabeigewesen sind und jetzt auf die leiseste Nachricht von draussen lauern.

Alle die merken, wie die Zeit vergeht, all jene, deren 18. Geburtstag näherrückt, wissen nun, dass ihre Sicherheit im Schloss nicht mehr gewährleistet ist. Die mit der Leitung der Kolonie betrauten Schweizer müssen ihrerseits begreifen, dass das Zeichen des Roten Kreuzes die ihm an vertrauten Jugendlichen und Kinder nicht mehr zu schützen vermag.

Am 11. November eine erste Welle von Panik. Ganz Frankreich wird besetzt: die Grossen glauben sich verloren und wollen auf der Stelle die Flucht ergreifen. Alle unter demselben Dach, so dass sie auf einen Schlag geschnappt werden können! Ihre Namen sind der Polizei bekannt, die gesetzlichen Verfügungen unberechenbaren Wechseln unterworfen.

Zweiter Alarm! Norbert Winter, einer der Ihren, der auf einem Schulbauernhof plaziert ist, bittet darum, nach La Hille zurückkehren zu dürfen; er will um jeden Preis vermeiden, dass man ihn in ein Lager für ausländische Arbeitskräfte einweist, wo man ihn mit Leichtigkeit fassen könnte.

Sein Wunsch geht nicht in Erfüllung. Eine letzte Botschaft bringt uns die Nachricht von seiner Überführung in ein Lager; kaum ist der Brief gelesen, stürzen die Grossen zur Leiterin und flehen sie an, alles zu tun, um ihnen das Schlimmste zu ersparen.

Die Grossen sind jetzt entschlossen: sie werden abreisen.

Die Leiterin, Rösli Näf, ist eine ehrliche, starke Frau. Hart

mit sich selbst und hart mit den andern, was sie mit den Älteren manchmal aneinandergeraten lässt. Sie ist gross, robust und huldigt in nichts der Koketterie, bei jedem Wetter läuft: sie mit nackten Beinen herum und badet winters im eisigen Bach. Leichte Stupsnase, blondes, straff zu einem Knoten nach hinten gezogenes Haar. Ihre Augen sind nicht gross, aber ihr Blick ist gütig geradeheraus. Sie zeigt ihre Empfindsamkeit nicht, die Ereignisse von Le Vernet haben sie aber zutiefst erschüttert.

Auch sie hat darauf gedrungen, den Kindern in der Schweiz Aufnahme zu gewähren. Nach einem Gespräch mit Oberst Remund ist ihr indessen restlos klar geworden, dass sämtliche Vorstösse im Hinblick auf eine legale Einreisebewilligung aussichtslos sind.

Sie weiss die Grossen bedroht und will sie in Sicherheit bringen. Bleibt bloss noch Untertauchen: aber wo? In der Schweiz? In Spanien? Gefährliches Abenteuer. Rösli will die Gefahren nicht verheimlichen, sucht aber niemanden zurückzuhalten.

Man trifft in grosser Heimlichkeit die Vorbereitungen zum Aufbruch. Die Daten stehen fest: Ende Dezember 1942, Anfang Januar 1943.

Am 22. Dezember macht sich eine Gruppe nach Spanien auf. Luzian¹⁰ ist der erste, von dem wir später Nachricht erhalten. Ob Norbert¹¹ die Flucht gelungen ist? Es ist nicht sicher, Herr und Frau Frank¹², die nach Missverständnissen mit der Leitung die Kolonie verlassen haben, schlagen dann mit Inge¹³ denselben Weg ein; sie haben das Ziel erreicht. Und viel später, im Frühjahr 1944 wird Inge einen Grenzfürher nach La Hille schicken, der ihren jüngeren Bruder Egon¹⁴ über die Grenze bringen soll. Die Leiterin wagt es nicht, ihn ziehen zu lassen, sie schreckt vor dieser Verantwortung zurück: nach der Invasion stirbt Egon im Maquis, am 13. Juni 1944.

Schicksal ...

Einen Tag zuvor, am 21. Dezember 1942 hat der erste

Flüchtling das Schloss Richtung Schweiz verlassen. Die Schweiz bietet einen Vorteil: das SRK-Kinderhilfswerk führt ebenfalls Kolonien in der Haut-Savoie. Damit ist eine Brücke für den Grenzübertritt geschaffen. Die Grossen wissen aus Briefen, die ganz regulär aus der Schweiz eingetroffen sind, dass eine der Ihren, Lotte¹⁵, Addys Schwester, diesen Weg ohne Zwischenfall hat gehen können.

Für diejenigen, die nun in die Schweiz aufbrechen, beginnt die Odyssee. Sie sind mit falschen Papieren ausgestattet und werden versuchen, quer durch Frankreich hindurch nach Annemasse oder Saint-Cergues (Haute-Savoie) zu gelangen. Da befindet sich in allernächster Nähe zur Grenze eine SRK-Kolonie. Sie haben von der Leiterin 2'000 Francs, dazu Wegzehrung und eine Landkarte erhalten.

In Saint-Cergues erwartet sie Renée¹⁶ – auch sie eine mutige, heitere, ideensprühende junge Frau. Sie wird ihnen den Weg über die Grenze weisen. Rösli hatte sie persönlich und im Geheimen darauf angesprochen und gebeten, die Jugendlichen zu begleiten; sie hatte sich dazu bereit erklärt. Es ist mitten im Winter: Kälte und Schnee. Man passiert die Grenze bei Nacht. Renée wird krank. Bis zu ihrem Tod wird sie in ihrer Gesundheit angegriffen bleiben.

Zehn Flüchtlingen¹⁷ gelingt es dank ihr, einem nach dem andern, im Morgengrauen durch den Stacheldrahtverhau auf Genfergebiet zu schlüpfen und so das fluchbeladene Land hinter sich zu lassen. Mit den Festlichkeiten zum Jahreswechsel scheint in diesem Jahr die Wachsamkeit der deutschen und schweizerischen Soldaten nachgelassen zu haben. Die zehn sind gerettet.

Aber grausam wacht das Schicksal weiter: von selten der Bundespolizei (Dr. Heinrich Rothmund) werden den Zoll- und Dienststellen genau in dieser Zeit noch strengere Vorschriften auferlegt:

«Jedenfalls ist darauf zu achten, dass die Flüchtlinge, die abgewiesen werden müssen, weder direkt noch indirekt, insbe-

sondere per Telefon, mit irgendjemandem Verbindung aufnehmen können.» Aber wie soll man auf La Hille davon etwas ahnen?

Am Donnerstag, dem 31. Dezember brechen fünf weitere Jugendliche auf. Sie machen in der Kolonie Saint-Cergues Zwischenstation, ohne dass die Leiterin, Madame Hommel¹⁸, davon weiss.

Am nächsten Tag zeigt Renée ihnen den Weg und lässt sie dann allein ziehen. Es regnet, es ist kalt. Die Gruppe irrt führungslos. Walter¹⁹, immer opferbereit, geht als Kundschafter voraus – und gerät in die Hände der französischen Polizei, ein Glück allerdings. Die andern vier werden von deutschen Zöllnern aufgegriffen und ins deutsche Hauptquartier gebracht. Scharfes Verhör. Die blonde Inge²⁰, intelligent und stark, tut den Mund nicht auf, die drei andern²¹ gestehen. «Wenn ihr nicht alle dasselbe erzählt, seid ihr erledigt!» Zu Tode erschrocken sagen sie, sie kämen von La Hille, man habe ihnen Geld gegeben und sie hätten am Radio gehört, dass in Frankreich alle Juden ausgerottet werden sollten.

Die blonde Inge ist ein junges Mädchen von 18 Jahren. Üppig gelockter Haarschopf. Besonnen, ruhig, und heimlich Walter sehr zugetan. Ohne den Kopf zu verlieren, bittet sie, auf die Toilette gehen zu dürfen, was man ihr, in Begleitung eines Deutschen, erlaubt. Draussen schlägt sie das zugefrorene Fenster auf und sucht das Weite. Klirrendes Fensterglas. Der Wächter muss sie gehört haben, davon ist sie überzeugt, hat aber wohl Mitleid gehabt. Nach einer im Regen, in einem Graben zugebrachten Nacht trifft sie am nächsten Tag erschöpft im Kinderheim Annemasse ein, wo zufällig gerade die Leiterin von Saint-Cergues anwesend ist. Sie nimmt Inge mit sich zurück und versteckt sie in ihrer Kolonie.

Starrköpfig und traurig, da sie nicht weiss, wo ihr Freund Walter sich befindet, versucht Inge nochmals, über die Grenze zu kommen. Sie durchquert den Stacheldrahtverhau, erreicht wohlbehalten die Schweiz und wird sogar von einer Familie

aufgenommen. Aber die schweizerische Polizei lässt nicht locker. Man nimmt sie fest, sie wird auf einen Lastwagen verladen und wieder nach Frankreich abgeschoben. Die Soldaten rufen ihr nach: «Aber jetzt schiesse mer denn!»

Walter, der den Franzosen in die Hände gefallen ist, wurde unterdessen ins Gefängnis von Annecy gebracht. Da wartet er darauf, dem Untersuchungsrichter von Saint-Julien vorgeführt zu werden. Er hat tatsächlich – vorsichtigerweise und mit Rücksicht auf seine Kameraden, von deren Los er nichts weiss, und die er nicht gefährden will – erzählt, er habe das Geld und die Lebensmittel, die er auf sich trug, gestohlen. Dank Madame Hommel, die sich beim Staatsanwalt und beim Richter lebhaft für ihn einsetzt, kommt alles wieder in Ordnung: Walter kann ins Schloss zurückkehren.

Für die drei andern, die vor Angst, und von der Grausamkeit der Drohungen überwältigt, zuviel ausgeplaudert haben, heisst es: Deportation. Drancy, dann Auschwitz. Unauslöschliche Mitschuld der Schweiz!

Die Unglücksnachricht verbreitet sich wie ein Lauffeuer und löst einen Wirbel von Reaktionen aus. Als am 5. Januar die neue Kindergärtnerin Gret²² auf dem Schloss eintrifft, ist die Anspannung hier auf ihrem Höhepunkt angelangt. Margrit²³ empfängt sie mit den Worten: «Alle Kinder haben Scharlach!» Das ist die List, mit der wir die jüngeren Kinder im Schloss behalten; so halten wir sie von der Schule in Montégut fern: es muss unbedingt verhindert werden, dass eines von ihnen die Grossen verrät.

Am 2. Januar ist Rösli, durch einen Telefonanruf von Renée alarmiert, in höchster Eile nach Savoyen aufgebrochen. Fügung: in Annemasse trifft sie, kaum im Bahnhof angekommen, in Handschellen und von der französischen Polizei flankiert: Walter!

Er bittet darum, mit seiner Heimleiterin sprechen zu dürfen, und erhält die Erlaubnis.

Des Herrn Ministers Schokolade

Nachdem sie sich Inges Bericht angehört und sich bei den deutschen Zöllnern erkundigt hat, spricht Madame Hommel im Büro von Annemasse mit Madame Terrier²⁴ über den Vorfall. Das Unglück will es, dass ein gewisser K ..., einer von Madame Terriers Mitarbeitern, das Ganze mitanhört. Seit Maurice Dubois es abgelehnt hat, ihm den Posten eines «Generaldelegierten» anzuvertrauen, ist er in seiner Eigenliebe verletzt und wartet auf eine Gelegenheit, sich zu rächen. Was da erzählt wird, dieser Skandal, ist das nicht genau, was er braucht? Mit seiner Grenzgängerkarte überschreitet er stracks die Grenze, eilt nach Bern und erzählt auf seine Weise brühwarm die Geschichte. Oberst Remund bekommt es mit der Angst zu tun; der Gedanke, die Deutschen könnten an höchster Stelle von der Sache Wind bekommen und die wohltätige Aktion des SRK-Kinderhilfswerks dadurch gefährdet sein, lässt ihn erzittern. Er sieht nur einen Ausweg: eine spektakuläre Geste, mit der sich das SRK klar von den unbedachten, illegalen Machenschaften seiner Mitarbeiter in Frankreich distanziert.

Neutralität verpflichtet!

Durch unseren akkreditierten Minister in Vichy, Walter Stucky, verlangt Remund den sofortigen Rücktritt der Schuldigen. Sie sollen im Übrigen zwecks Berichterstattung umgehend nach Bern zurückkehren.

Der Minister macht ihn höflich darauf aufmerksam, dass die Grenzen seit dem 20. Dezember 1942 hermetisch abgeschlossen sind; an ein Visum ist nicht zu denken. Stucky wird also selber um die Befragung der Schuldigen besorgt sein; er lädt sie nach Vichy vor. Von da aus wird Oberst Remund dann Bericht erstattet. Ein langer Brief von Walter Stucky liegt den Protokollen bei. Ein schöner Brief²⁵. Stucky beschreibt darin

zu Beginn die dramatische Situation im besetzten Frankreich und versucht damit begreiflich zu machen, dass in Vichy nicht mit der gleichen Elle gemessen werden kann wie in Bern.

«Die Mentalität und die Handlungsweise der drei beteiligten Personen muss verstanden und beurteilt werden nach der hiesigen Atmosphäre seit dem 11. November 1942, d.h. seit dem Einzug der deutschen und italienischen Truppen. Es ist für jemand, der die Vorgänge der letzten Wochen in Frankreich nur aus den Zeitungen kennt, ganz unmöglich, sich über das hier entstandene Chaos der Gefühle und Meinungen ein richtiges Bild zu machen. In weitesten Kreisen hat einerseits eine absolute Hoffnungslosigkeit und andererseits eine sicher zu weit getriebene Furcht vor dem Eingreifen der Besatzungsbehörde eingesetzt. Die Verhaftung des Generals Weygand sowie zahlreicher Offiziere und ehemaliger Politiker, die militärische Besetzung fremder Botschaften, die fast vollständige Unterbrechung des Verkehrs mit dem Ausland haben bis in hohe Beamten- und Offizierskreise hinauf zahlreiche Persönlichkeiten für Leben und Freiheit zittern lassen. Dass ganz besonders die Juden von einer wahren Panik ergriffen worden sind, ist Tatsache und lässt sich übrigens wohl verstehen. Ich kann mir deshalb die Mentalität, um nicht zu sagen die Psychose, die in unserer Kolonie du château de la Hille entstanden ist, entstehen musste, sehr wohl vorstellen. Wenn man weiss, dass auch im neubesetzten Frankreich Hunderte von arischen Familienvätern zwangsweise Tag für Tag nach Deutschland verbracht werden und dass Tausende von Juden mit unbekannter Bestimmung Tag für Tag verschwinden, so wird man die ungeheure Aufregung dieser Kinder begreifen.

Man wird aber auch der ausserordentlich schwierigen Lage gerecht werden müssen, in der sich Fräulein Näf ihren Schützlingen gegenüber befand.»

Walter Stucky gibt zu, dass er selber nicht mehr an eine wirkliche Sicherheit der Kinder von La Hille glaube. Er sagt:

«Ich bin persönlich denn auch davon überzeugt, dass alle

diese Judenkinder über 16 Jahre über kurz oder lang in deutsche Hände gefallen wären, respektive fallen werden.»

Später verteidigt er in seinem Brief Maurice Dubois und Madame Hommel, die an der Sache fast keine Schuld treffe. Sie haben tatsächlich weiter nichts getan, als vor der Ankunft der ersten vier Flüchtlinge in Saint-Cergues die Augen zu verschliessen und Renée, die Tapfere, die sich rückhaltlos einsetzte, gewähren zu lassen. Was Rösli Näf betreffe, so habe sie zwar einen schweren Fehler begangen, indem sie so eigenmächtig vorgegangen sei, anderseits sei nicht daran zu zweifeln, dass sie nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt habe und einzig von der Sorge um ihre Schützlinge getrieben worden sei. Sie bedaure zutiefst, dem SRK geschadet zu haben und biete ihren Rücktritt an.

Eines scheint ausser Zweifel: Walter Stucky plädiert zugunsten der Angeklagten, er sucht ihre Fehler in mildernder Art darzustellen. Zwar überlässt er den Entscheid, ob die Schuldigen zu entlassen seien, letztlich dem SRK-Komitee in Bern, er selber, so versichert er indessen, sehe dazu keine Notwendigkeit. Seiner Ansicht nach haben die französischen Behörden die Sache vertuscht. Der Zentralstelle in Vichy sei nicht das Geringste darüber zu Ohren gekommen. Solange die deutschen Behörden dem Zwischenfall keine Bedeutung beimessen und sich dazu nicht äusserten, sei, meint er, eine Versetzung von Rösli Näf nicht zu empfehlen.

Gewiss! Wenn sich der Minister in seinem Brief auch voller Verständnis zeigt, so hält er sich während der Befragung doch an die Spielregeln. Er empfängt Rösli Näf hochhoffiziell, zeigt sich empört und erteilt ihr einen gesalzenen Rüffel. «Wie haben Sie als Leiterin zu solchen Machenschaften Hand bieten können?» Völlig niedergeschlagen zieht Rösli sich zurück. Kaum wieder im Hotel erhält sie, für den gleichen Abend noch, schon wieder eine von Stucky unterzeichnete Vorladung. Zitternd begibt sie sich an Ort und Stelle. Sie trifft nicht mehr

denselben Menschen an: er erklärt, entschuldigt sich – die Situation, die Deutschen, die Neutralität. Er ist sichtlich betreten, unglücklich. In seiner Verlegenheit öffnet er eine Schublade ... voller Nestlé-Schokolade! Sie solle sich bedienen! Sie versagt es sich nicht und bringt in den Falten ihrer Bluse die zartschmelzenden Köstlichkeiten nach Hause, die Gret und Margrit sich dann schmecken lassen: die beiden erinnern sich noch vierzig Jahre später daran!

Ist diese ungewöhnliche nächtliche Begegnung nicht ein Beweis dafür, dass unser Minister der mitfühlenden Güte gegenüber, die Rösli und Renée dazu gebracht hatte, solche Risiken einzugehen, nicht gleichgültig geblieben war?

Oberst Remund beharrt jedoch trotz Minister Stuckys Brief auf seinem Standpunkt, und das Komitee schliesst sich ihm an. Der Beschluss ist gefasst: Rösli Näf, Germaine Hommel und Renée Farny werden ihrer Funktionen enthoben. Maurice Dubois behält seinen Posten als Direktor; es steht ihm frei, die drei Mitarbeiter zu entlassen oder sie mit anderen Aufgaben zu betrauen. Dieser Entscheid wird nach Vichy weitergeleitet, die Betroffenen selbst werden von da aus informiert. Germaine Hommel demissioniert, Rösli wird in die Schweiz zurückkehren. An Renée wird ihr selbstloser Einsatz lebenslang seine Spuren hinterlassen.

Oberst Remund, in seiner Angst vor Repressalien, treibt den Eifer gar so weit, dass er das Deutsche Rote Kreuz über die Vorfälle in Kenntnis setzt und dabei betont, das Schweizerische Rote Kreuz distanzieren sich voll und ganz «von den Machenschaften der erwähnten Person».

War es Angst? Weise Voraussicht? Herrschte an massgeblicher Stelle vielleicht ein Misstrauen jenen gegenüber, die mit der spanischen Widerstandsbewegung sympathisiert hatten?

Neutralität verpflichtet. Wer hat das Recht, heute zu urteilen? Wer kann sich die damalige Stimmung vergegenwärtigen?

Noch immer Angst

Rösli weiss jetzt, dass ihr Anstellungsverhältnis gekündigt ist. Im Frühling wird sie in die Schweiz zurückkehren. Für Renée, die erkrankt und bereits in die Schweiz zurückgefahren ist, gilt dasselbe, sie kommt gar nicht mehr wieder.

Auf La Hille geht das Leben weiter.

Nach einigen Wochen des Umherirrens tauchen die Flüchtlinge, denen der Grenzübertritt nicht gelungen ist, wieder auf. Das Schloss ist die Heimat, der Schoss der Familie – aber was für eine Heimat in diesen verfluchten Zeiten.

Am 1. Februar kommt Addy wieder, am 3. Bertrand, am 4. Charles, am 8. Rudi. Und dann noch Kurt, genannt Ontze. Die letzten beiden hat man an der Grenze wieder abgeschoben. Walter indessen, der Kundschafter, ist nach zweiwöchigem Aufenthalt in französischen Gefängnissen wieder in die Freiheit entlassen worden.

Auch die Mädchen finden den Weg nach La Hille zurück. Die dunkelhaarige Inge²⁶ trifft sehr viel später als die andern ein. Sie ist an Weihnachten bereits in die Schweiz gelangt und nach vier Tagen wieder ausgewiesen worden. Mit einem jungen Mann, der dasselbe Schicksal teilt, flüchtet sie nach Nice, wo man sie schliesslich verhaftet. Durch einen Brief werden wir im Schloss davon in Kenntnis gesetzt. Eugen Lyrer begibt sich an Ort und Stelle und kann sie retten (17. April 1943).

Alice, Pierre und Rita²⁷ halten sich wohl in Frankreich irgendwo versteckt. Und Frieda²⁸ wird unter einem andern Namen zu einer geschätzten Helferin in einem Kinderheim; nach Kriegsende findet man sie in der SRK-Kolonie von Pringy wieder.

Margrit Tännler, die nach Rösli Näfs Weggang für sechs Monate die Leitung der Kolonie übernimmt, ist bereits seit November 1942 hier. Direkt aus ihrem Oberland hergereist; blutjung, schmal, gewölbte Stirn, feines Profil, eine erstaunliche Geschicklichkeit: Konserven einkochen für eine Hausgemeinschaft von 100 Personen, mit den Grossen den Garten und die Kartoffelfelder bestellen. Sie hat ihr Spinnrad mitgebracht, und wenn sie spinnst, ist es eine anmutige Erscheinung aus früherer Zeit. Unter ihrem unauffälligen Auftreten versteckt sie einen gewissen Schalk und eine eigensinnige Furchtlosigkeit: sie kann lügen, ohne zu erröten.

Wie die andern Schweizer teilt auch sie die Angst, die seit der Rückkehr der Flüchtlinge, denen man in der Schweiz das Asyl verweigert hat, auf den Schlossbewohnern lastet.

Im Haus herrscht eine gedrückte Stimmung. Wann kommt der nächste Alarm? Es dauert nicht lange.

Am 23. Februar wird Emile durch die «Compagnie des travailleurs étrangers»²⁹ nach St. Jean-de-Verges beordert; am 1. März 1943 wird er deportiert.

25. Februar: noch ein verhängnisvoller Tag

Die Leiterin ist abwesend, befindet sich entweder in Pailhes oder in Toulouse.

Margrit kommt aus dem Mas d'Azyl von einem Besuch bei einem Familienvater zurück, dessen Frau sich umgebracht hat. In Gedanken ist sie noch ganz bei diesem traurigen Ereignis und sieht das Polizeiauto, den Gendarmeriewachtmeister erst im letzten Augenblick. Das Blut stockt ihr in den Adern: wer muss als nächster weg?

Ernst Schlesinger, der Ehemann der überaus geschätzten Kolonieköchin. In Wien hatte das Ehepaar eine Samenhandlung geführt.

Der nach vierzehn Tagen aus den französischen Gefängnissen entlassene Walter dann, und Bertrand, Manfred und

Henri³⁰. Die drei ersteren kommen nicht mehr zurück: Lager von Le Vernet, Lager von Gurs, dann Deportation. Letzte Lebenszeichen: Emmi Ott begegnet ihnen im Lager von Gurs, wo sie auch Emile und Monsieur Elias wiederfinden.

Aus Auschwitz erhalten wir eine Ansichtskarte mit Walters Unterschrift.

Letzter Gruss!

Dabei hätte Walter mit dem Leben davonkommen können.

Tatsächlich besitzt das Schloss über der Kapelle ein geheimes Gemach. Ein Rundfenster lässt das Tageslicht herein. Der Zugang liegt hinter einem Schrank verborgen, man erreicht es kriechend durch einen engen Gang. Diesen Unterschlupf, in dem die Zwiebeln trocknen, kennen die Grossen alle. Ein Satz, und Walter wäre dort und hätte sich versteckt, aber Herr Lyrer, gelähmt vor Angst, hält ihn zurück. Tödliche Verzögerung. Als sich die schwere Tür hinter den Unglücklichen schliesst, wirft Herr Lyrer sich gegen den Wagen: Nehmt mich auch mit! Zu spät.

Von diesem Tag an schläft Gret in dem Zimmer, durch das man in die Kammer gelangt, und auf dem Schlossturm hält ein Wachtposten Ausschau nach nahender Gefahr. So hofft man, die Grossen im Notfall frühzeitig genug warnen und im Versteck verschwinden lassen zu können. Für Walter nützen all diese Vorsichtsmassnahmen leider nichts mehr.

Seltsamerweise kehren Manfred und Henri am 1. April in die Kolonie zurück. Weshalb? Sie haben ihren 18. Geburtstag noch nicht hinter sich. Monsieur Dubois, der sich eingeschaltet hat, hat denn auch nachdrücklich auf diese Tatsache verwiesen. Es fehlt dem System nicht an Konsequenz: die beiden werden freigelassen.

Rösli weiss, dass die Stunde ihres Weggangs naht. Nach dem Schock vom 23. Februar will sie alles versuchen, die Grossen, die achtzehnjährig oder älter sind, bei Bauern im Departement als Arbeiter unterzubringen. Weg vom Schloss! Sie nimmt deshalb mit der «Mission für bäuerlichen Wiederauf-

bau» Kontakt auf und findet denn auch für Charles einen Platz bei Monsieur E. Savignol in Lézat-sur-Lèze, und für Kurt einen bei Monsieur Milleret auf dem Couteret-Hof in Cerisols. Auch Fritz wird auf einem Bauernhof gastfreundlich aufgenommen. Werner und Edgar haben am meisten Glück: sie gehen zur Familie Schmutz, einer mit La Hille befreundeten Berner Bauernfamilie in Escosse.³¹ Aber da ist noch ein Fall, der die Leiterin beschäftigt: Walter, der Pianist und Philosoph. Mit seiner zarten Gesundheit ist der Junge kaum für die Landarbeit geschaffen. Rösli's Idee: ihn nach Saint-Girons bringen, in die psychiatrische Heilanstalt. Da könnte er sich unauffällig unter das Pflegepersonal mischen.

An diesem 6. Mai 1943, als Rösli Näf mit Walter nach Saint-Girons fährt, steigt unterwegs auch Anne-Marie Piguet zu – völlig ahnungslos im Bezug auf das, was sich hier abspielt.

Zu dritt treffen sie in der Klinik ein. Der Arzt, ein intelligenter, feinfühligler Mensch, erfasst die Situation sofort: ein Aufenthalt mit Geisteskranken, in einer derartigen Abgeschlossenheit, wäre für Walter völlig unerträglich; aus diesem Grund will er ihn nicht dabehalten.

Nie wird Walter³² Rösli diese abstruse Idee verzeihen. Und ungemein erleichtert kehrt er mit mir in das alte Schloss zu seinem Klavier und seinen Büchern zurück.

Rösli indessen hat uns verlassen: sie fährt an diesem Abend nicht mit uns nach Hause, sie kommt nie mehr aufs Schloss zurück. Ihre Sachen wird man ihr später nachschicken. Abschiedsschmerz. Weh, die Kinder verlassen zu müssen, nach zwei Jahren, die so viel Erschütterndes mit sich gebracht hatten, ätzende Erinnerung an die Deportationen. Schwer zu sagen, was sie bewegt.

Edith aus Wien³³ in ihrem Tagebuch: «Auch wenn sie öfters ihre Launen hat, trotzdem ist sie sehr gut für die Kolonie.»

DRITTER TEIL

Der Fluchtweg durch die Hintertür

Meine Ankunft auf La Hille

Für diese Geschichte von La Hille, vom Frühjahr 1940 bis zum Frühjahr 1943, für die Ereignisse im Schloss, in Vichy, in Bern, habe ich mich auf das abgestützt, was mir die Grossen erzählten, dann aber auch auf den Bericht von Rösli Näf – mit der ich 1982 zusammengetroffen bin – und schliesslich auf Archivunterlagen, in die ich Einblick nehmen konnte.

Ich bin am 6. Mai 1943 aufs Schloss gekommen.

Von diesem Tag an werde ich in den letzten Teil des Dramas eng verwickelt sein. Hier werde ich auf erschütternde Weise begreifen, was der französische Antisemitismus und die berechnend abwartende Haltung der Schweiz für Folgen haben.

«Morgen, Donnerstag 6. Mai, fahre ich nach La Hille». Dieser einfache, auf eine Ansichtskarte geschriebene Satz widerhallt wie ein Schlachtruf.

Ich bin froh, aus den Büromauern herauszukommen, an die Sonne, in die Schönheit der grossen Bäume und des Himmels in dieser goldüberstäubten, einsamen Landschaft zwischen Pamiers und Foix. Es ist Frühling, das Leben ein Fest. Alles blüht: Akazien, Kastanien, Ginster ... Das alte Schloss mit seinem von Efeu und Rosen überwachsenen Turm ist ein guter Aufenthalt.

Aber auf La Hille hat man zu viel durchgemacht, man fühlt sich nicht mehr in einer Kinderkolonie. Es ist vielmehr eine grosse, durch den Verlust von mehreren der Ihren schwer geprüfte Familie, der ich hier begegne. So mancher, der von Anfang an dabei war, ist weggeholt worden; jetzt ist das Schloss wie seelenlos.

Aus verschiedenen Städten ist da zwar schon ein Grüppchen unterernährter Franzosen eingetroffen, um die Lücken zu füllen; aber das ist nicht dasselbe. Für die Alteingesessenen hat sich das Zusammenleben seit langem eingespielt – man spricht deutsch, man hat sein Programm, seine Persönlichkeit, seine Verantwortung ...

Frau Schlesinger, deren Mann vor Kurzem deportiert worden ist, verbirgt die Trauer ihres Herzens unter einem lieblichen Lächeln. Sie ist die ganze Zeit von einer Schar fröhlicher junger Mädchen umringt, die ihr in der Küche helfen und ihr im Vertrauen das Herz ausschütten. Paul, ihr überaus geliebter Sohn – ein Hirsch in Geographie – ist vierzehn.

Dann ist da Walter, der Intellektuelle, der Musiker, der heimlich seine Karriere als Virtuose beweint, die von den Ereignissen brutal zunichte gemacht worden ist. Er hatte bereits in Berlin, in der luxuriösen Wohnung seiner Eltern intensiv an seiner Klavierausbildung gearbeitet; seine Zukunft schien vorgezeichnet. Unermüdlich setzt er sich an das schwarze Instrument im «Salon», erteilt Unterricht, wenn jemand unterrichtet sein will und spielt alles, was man will auswendig her, von Bach zu Chopin und zu Liszt. Von ihm werden die Konzerte organisiert.

Ausserdem ist Walter ein Philosoph. Er schreibt mit grosser Hingabe an einem Buch, über dessen Inhalt man allerdings nichts weiss. Hinter seinen dicken Brillengläsern, wie Kurzsichtige sie haben, ist er pausenlos am Lesen; in Diskussionen entflammt sich seine Leidenschaft. Die Mädchen machen sich über ihn lustig, weil er Romane nicht mag.

Und Henri³⁴ ist der Geiger. Er sieht aus wie ein Wandermusikant, der irgendwo an einer Strassenecke aufspielt, mit seinen flickenbedeckten Hosen, seinen Holzschuhen und dem langen Haar. Auch seine Hände sind lang und mager, voll magischer Kraft. Im Feuer der Melodie, die er in sich vernimmt, wirft er unvermittelt den Kopf nach hinten, sie erklingt wie von selbst; etwas Zigeunerisches ist an ihm.

Ein anderer Junge, Adolf, Addy genannt³⁵ ist Mathematiker. Langsam, besonnen, nie ohne sein Mathematikbuch und seine Zettel mit Gleichungen anzutreffen, weder bei Tisch noch am Konzert.

Die dunkelhaarige Inge und Edith aus Wien sind Eugen Lyrrers Lieblingsschülerinnen. Die erste rundlich, kokett, schwatzt heraus, bevor sie an der Reihe ist, die zweite, gross und unbeholfen, ist unglaublich kurzsichtig, und treu.

Eugen Lyrer, ein Schweizer, Junggeselle, etwa vierzigjährig, gehört zum alten Mobiliar der Kolonie. Er hat eigentlich die Stelle eines Buchhalters inne, erteilt aber den Schülerinnen seiner Wahl zum Teil auch Unterricht in Stenographie und Buchhaltung. In seiner Höhle, will sagen seinem Büro herrscht er unumschränkt. Er hat ein verschlossenes Gesicht. Lippenlos. Ist er ein guter, ein ehrlicher Mensch? Jedenfalls bedauert er, hier nicht der Leiter zu sein und ist oft in finsterner Laune.

Manfred indessen hat weder eine philosophische noch eine musikalische Ader. Er verkörpert den Praktiker mit den geschickten Fingern, ist ein perfekter Schneider, der mit Bügeltuch, Bügeleisen, Stecknadeln und Heftfaden gewandt umzugehen versteht. Er weiss immer etwas Drolliges zu erzählen.

Inge, mit ihrem dichtgelockten, blonden Haar und ihrer Adlernase, ist klug, ruhig.

Und Kurt ist nicht imstande, «Elf» auf Französisch korrekt auszusprechen: daher sein Übername Ontze. Ein grosser, kräftiger Junge mit dicken, weichen Lippen; ein bisschen bequem.

Im Hof sieht man oft Joseph³⁶ und Ruedi³⁷ kräftig die Axt schwingen. Sie machen das Holz für den Kamin bereit.

Die Grossen, aber auch sonst alle, die im Schloss, im Hof, auf den Feldern, am Bach, kommen und gehen, tragen jeder eine heimliche Angst mit sich herum. Die Jüngeren unter ihnen sehen besorgt, wie die Jahre, die Monate vergehen: der Lauf der Zeit, mit dem sie älter werden, treibt sie unweigerlich in den Gefahrenbereich hinein.

Nach und nach beginnt man zu erzählen: man erzählt mir die verschiedenen Teile des Dramas, das sich in den Mauern des einsamen Schlosses inmitten einer so lieblichen Natur abgespielt hat. Im Waschhaus, wenn wir mit der Sandseife waschen, in der Morgenfrühe bereits, im Dampf und mit den Füßen im Wasser. Im Hof, wenn wir die Mickys baden. Am Tisch, wenn sich auf unseren Aluminiumtellern die Berge gekochter Gerste türmen. In der Wäscheabteilung, wo wir endlos durchgescheuerte Arbeitshosen und zerrissene Hemden flicken. Oder dann abends im «Salon» – ich habe das Spiel auf dem lackierten Klavier und auch das näselnde Geleier der Gassenhauer von Radio Toulouse noch im Ohr – wenn wir die unabsehbaren Haufen von Socken stopfen, deren Fersen von den Holzschuhen weggerissen worden sind.

All das Schreckliche, was man erlebt hat – das Lager von Le Vernet, der Exodus von Weihnachten, die Deportationen, die Rückkehr der an der Grenze Zurückgewiesenen, Emiles, Herrn Schlesingers, Walters Verhaftung – liegt drückend in der Luft.

Dunkle Bedrohung, Gefahr, die jederzeit wieder da sein kann. Sie hat selbst den jüngsten unter den israelitischen Kindern eine Angst tief ins Bewusstsein geprägt. Eine Sehnsucht auch. Nach den Grossen, die haben Weggehen müssen, nach dem Leben, den Gaben, der Phantasie, die sie ins Schloss gebracht hatten. Alle sagen immer wieder: «Sie hätten vorher ins Schloss kommen sollen, als noch alle da waren.»

Es wird nicht laut darüber gesprochen, aber unter sich haben die Jugendlichen das Thema auf der Tagesordnung: Soll man Weggehen, die Flucht wagen? Nach Spanien? In die Schweiz?

Und wie?

Erster Versuch

Inzwischen hat sich die Lage in Frankreich verschärft. Wir fühlen uns wie Gefangene. Aussichtslos, ein Visum erhalten zu wollen, selbst für die schweizerischen Mitarbeiter des Roten Kreuzes gibt es keins. Dieses Gefühl, von den Seinen abgeschnitten zu sein, verstärkt das Bedürfnis, sie wiederzusehen.

Schon im Herbst, als die Deutschen ganz Frankreich besetzten, habe ich an die Steinmauer im Risoud gedacht, an diese gemeinsame Grenze, die sich in unklaren Windungen mitten durch den tiefen Wald hinzieht. Wie leicht schritte man über die verfallenen Steine, beträte freies Land! Ein Fluchtweg für unsere gehetzten Kinder?

In Toulouse noch hatten die kleinen Koblode von der Rue Muret auch bereits ihre Pläne geschmiedet. Aus ganz anderen Gründen: Liebe, Liebe, hast du uns einmal gepackt ... Die eine ist wegen eines ihrer Vettern sehr bekümmert, da er sie offenbar zu vergessen scheint, die andere sucht Bestätigung: «Er liebt mich, ein bisschen, sehr, und so weiter ...».

Die Gemüter erhitzen sich. Unmöglich, ein Visum zu erhalten: warum es also nicht mit der Mauer versuchen?

Bei meinem Weggang von Toulouse ist das bereits fast beschlossene Sache. In den Ferien wollen wir gehen.

Die Situation der Grossen auf dem Schloss bestärkt mich in meinem Entschluss. Umso mehr, als sich unter der scheinbaren Ruhe dieser Tage eine weitere Tragödie abspielt, Charles, Kurt, Fritz und Werner³⁸, die von Rösli umsichtig bei Bauern aus der Gegend untergebracht worden sind, haben einen neuen Plan ausgeheckt und heimlich beschlossen, ihr Glück in Richtung Spanien zu versuchen. Edgar und Addy wollen bei dem

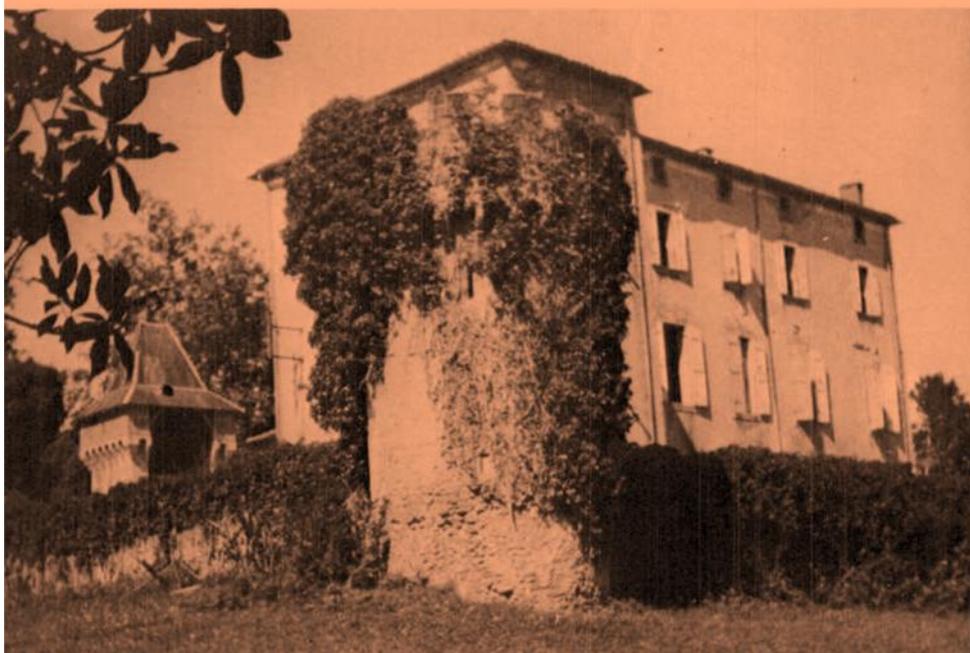
Abenteuer zunächst auch mitmachen, schrecken aber im letzten Augenblick zurück.

Das Grüppchen bricht am 10. Juni 1943 auf und gerät falschen Grenzfürhern in die Hände. Die jungen Leute werden gefasst. Einzig eine aus einem Toulouser Gefängnis abgeschickte Karte trifft noch auf La Hille ein und meldet uns das Unglück (24. Juni 1943); sie ist geschrieben worden, bevor die Reise ins Ungewisse begann. Nur einer von den vieren kommt nach dem Krieg zurück: Werner. Von ihm erhalten wir den furchtbaren Bericht über ihren Leidensweg.

Ungefähr zur selben Zeit sind wir zu zweit an einem junimorgen losgezogen. Ganz aufgekratzt, Rucksack am Rücken, Bergschuhe an den Füßen. Wir verlassen Toulouse leichten Herzens: drei Wochen Ferien liegen vor uns, ein anregendes Abenteuerlüftchen streicht uns um die Nase, eine Prise Leichtsinn, das Gefühl, der brutalen Gewalt von Hitlers Antisemitismus ein Schnippchen schlagen zu können. Ob ein einziger Gerechter wohl gegen so viel böartige Dummheit aufzukommen vermöchte?

Unser Schweizer Pass ist unser Schild.

In Foncine übernachten wir in einem Hotel und sind bereits in der Morgenfrühe wieder munteren Schrittes unterwegs durch das Tälchen der Combe David und von La Norbière. Wälder und Wiesen, vertraute Juratannen. Der Weg führt uns nach Chapelle-les-Bois (5 km), letztes Dorf vor der Sperrzone. Bis jetzt hatte ich es immer nur von La Roche Champion (auf Schweizerseite) aus gesehen: ein Weiler von ein paar Häusern. Wie eine Henne ihre Küken, scheint die Kirche mit ihrem Kirchturm unter seinem zwiebelförmigen Dach die Häuser um sich zu scharen. Dieses kleine, sehr katholische und sehr patriotische Dorf wird in den düsteren Jahren eine wichtige Rolle spielen.



Das Château de la Hille



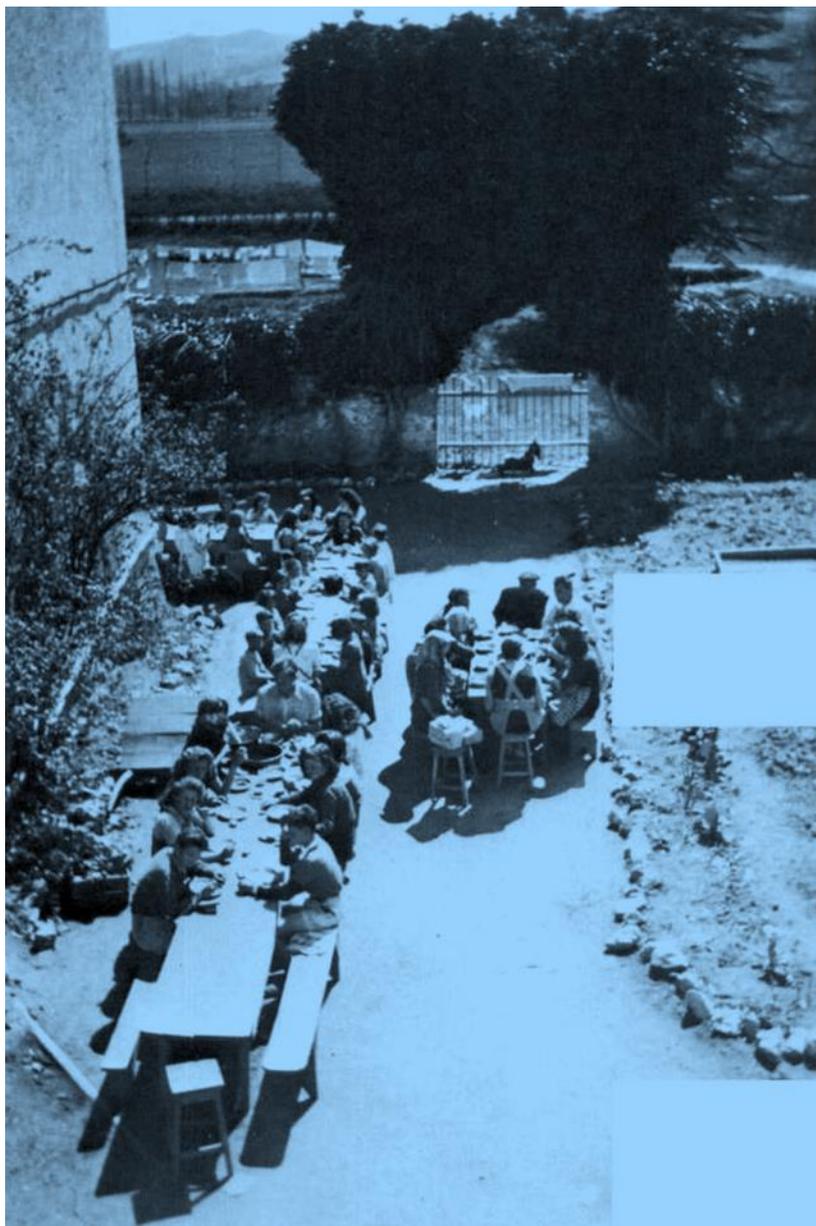
MONTLUEL – Château de Bellevue



Die Ausflüge



Ein Schlafsaal



Essen im Schlosshof



Flickarbeiten



Anne-Marie Piguet



*Am Washtag kommen im warmen Wasser aus dem
Waschkessel schliesslich noch die Kleinsten an die Reihe...*



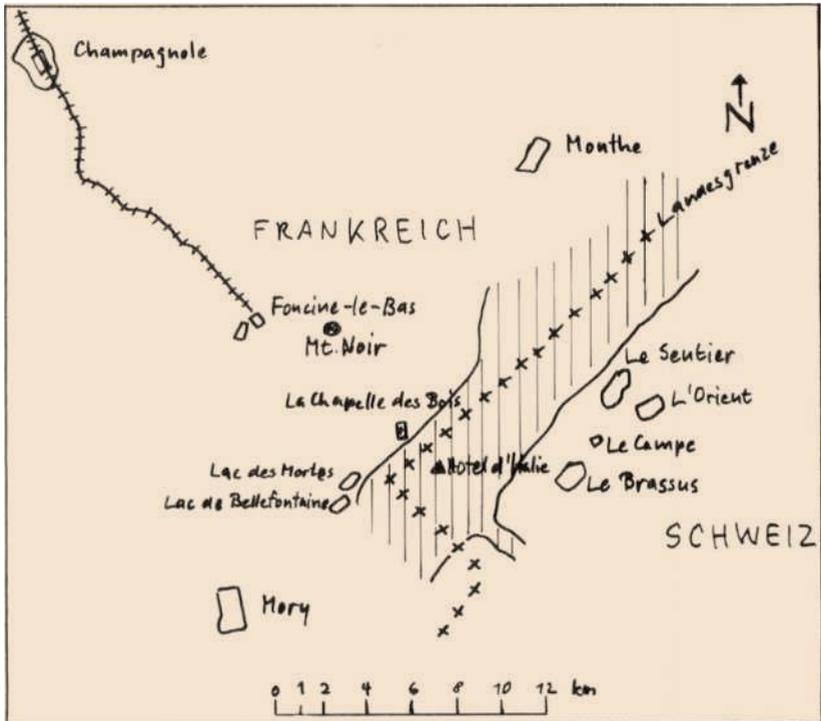
Fröhliches Kartoffelschälen



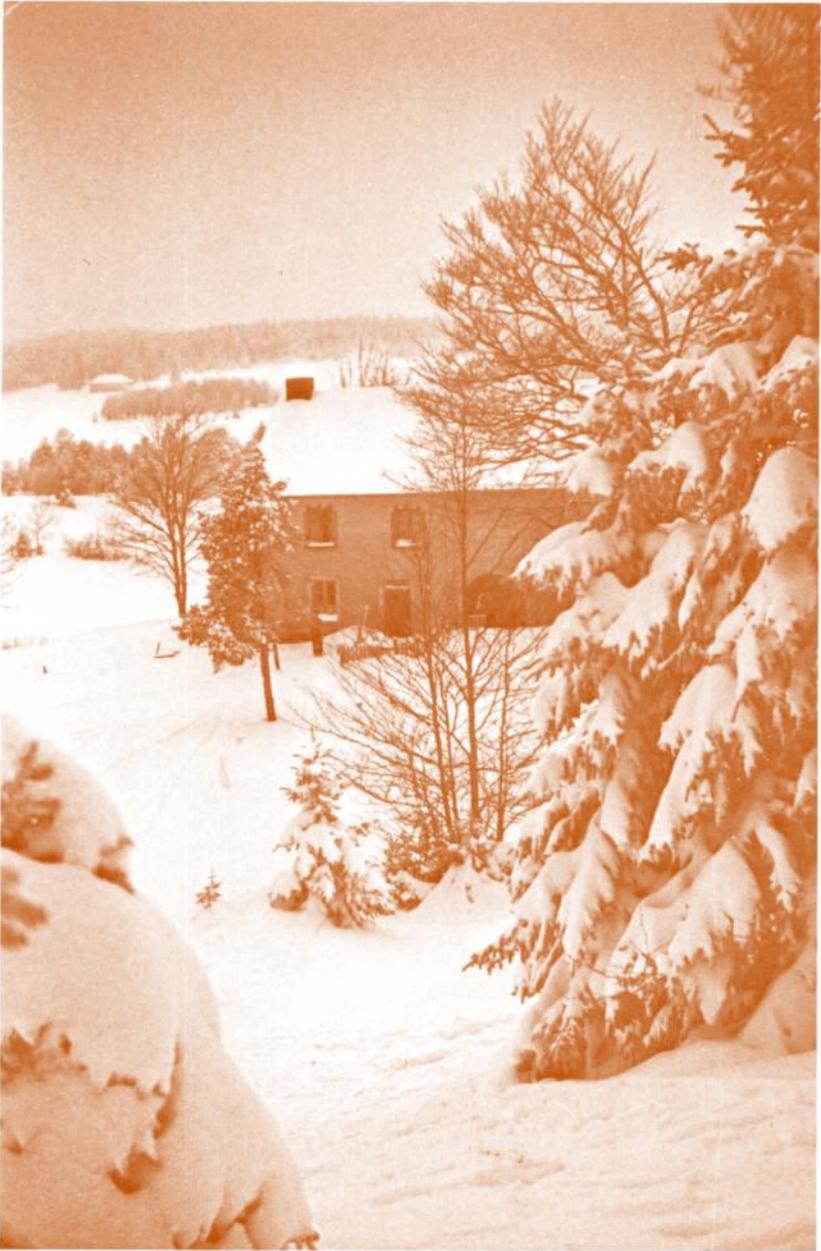
Frau Schlesinger in Gesellschaft der Mittleren im Februar 1943



Das Hôtel d'Italie



Der Fluchtweg im Risoud



Das Haus von Madame Cordier

1941
CARTE D'IDENTITÉ

Nom **CORDIER**
Prénoms **Victoria**
Marie-Louise
Nationalité **Française**
Profession **Comptable**
Née le **27. Avril 19**
à **CHAPELLE-des-BOIS**
Département **Doubs**
Domicile **13 bis Rue du**
Comte CHAMPAGNOLE Juré



SIGNALEMENT

Taille **1 m. 69**
Cheveux **Châtains**
Barbe **--**
Front **Moyen**
Yeux **Bleus**

Nez **Moyen**
Visage **Ovale**
Teint **Color**
Sig p^{rs} **Néant**

Signature du Titulaire

Victoria Cordier

Empreintes Digitales

VU POUR LÉGALISATION

Le *11. septembre* 194*2*

Die Identitätskarte von Victoria Cordier

Unsere Schritte hallen; ungeniert marschieren wir durch die Hauptstrasse. Der deutsche Wachtposten auf dem Platz, Gewehr geschultert, blickt uns aus grossen, blauen Augen an, fragt nichts, macht keinen Mucks, dreht langsam den Kopf, um lange unseren Silhouetten auf der weissen Strasse nachzuschauen. Wir gelangen im Westen aus dem Dorf hinaus. Der entscheidende Augenblick naht. Die Strasse bildet zugleich die Grenze zwischen der besetzten Zone und dem Sperrgebiet. Wer es betritt, wird zum Freiwild, auf das man schiesst. Ein Stacheldraht markiert den Übergang.

Ein paar hundert Meter vom Dorf entfernt zieht sich ein Waldstück fast bis zur Strasse hinunter. Hier ist die Stelle, wo man unter dem Stacheldraht durchschlüpfen und dann schleunigst im Wald verschwinden muss. Das Herz klopft. Man hält inne, um aufzuatmen. Nichts regt sich. Bloss Tautropfen, die von den Blättern fallen, durchbrechen die Stille.

Ich kenne den Weg bis zur Schweizer Grenze nicht, weiss bloss, dass man hinauf muss, hinauf, Richtung aufgehende Sonne. Ein glücklicher Zufall verhindert, dass wir uns in die steilen Felswände verirren, die wir später noch kennenlernen werden.

Kein Hindernis: höher und höher bis zum Grenzstein 176. Das ist die Schweiz! Wir küssen den Stein und hüpfen vor Freude. Bald führt uns ein deutlich ausgetretener Pfad zum Chalet Capt; ich kenne mich wieder aus. Wir sind völlig beflügelt: bis zu unserem Haus in Le Sentier, wo meine Eltern uns wie «den Verlorenen Sohn» empfangen, ist es ein reines Vergnügen. Meine Begleiterin fährt nach Zürich weiter.

Und ich mache mich meinerseits daran, im Gedanken an die Grossen, die sich noch auf La Hille befinden, erste Fäden zu knüpfen.

La Vallée de Joux ist eine für mein Vorhaben gesegnete Gegend. In der Bevölkerung herrscht eine tiefe Sympathie für Frankreich. Der Krieg hat die nachbarlichen Beziehungen nicht unterbrochen, im Gegenteil, sie sind noch enger geworden. So

lange die Deutschen es erlauben, nehmen Schweizer Familien kleine Franzosen auf. Und vor allem erwacht das alte Schmugglererbe zu neuem Leben; Tabak, Kaffee, Zucker, Wollsachen, Schuhe finden ihren Weg durch die Chalets auf den Jurahöhen: la Grande Landoz, le Laitelet, les Cernicolets usw. Schon von 1940 an durchqueren kühne Pioniere regelmässig die Wand, die sich unsichtbar gewunden durch die Waldestiefe zieht.

Zuhause angekommen, nehme ich mit diesen Menschen, die den Gedanken an einen endgültigen Bruch mit den Nachbarn von hinter dem Risoud nicht ertragen haben, Kontakt auf. Es sind alles sportliche Leute, gut zu Fuss, gut auf den Skis. Jean-François, Georgette, Fredos und andere.

Man erzählt mir vor allem von einer gewissen Victoria Cordier, einer Französin, die mit ihren Schwestern in Champagnole wohnt. Sie pendelt zwischen der Schweiz und Frankreich hin- und her. Weshalb? Nachrichtendienst, Hilfe für die Résistance – und sie bringe junge Leute, die sich weigerten, als «Freiwillige» in Deutschland arbeiten zu gehen, über die Grenze, sowie andere Leute, die von der Gestapo verfolgt werden, und Juden!

Ich lerne sie kennen und bin sogleich von ihr beeindruckt. Sie flösst mir Vertrauen ein. Zweiundzwanzig Jahre alt und alle Anmut der Jugend. Gross, schlank aber kräftig, trägt sie ihren Kopf mit Entschiedenheit auf einem biegsamen Hals. Ihr ovales, feingeschnittenes Gesicht mit den dunkelblauen Augen ist von braunem Haar umrahmt, das sie ringsum hochgesteckt hat. Lebhafter, heiterer Ausdruck. Auffallend vor allem ihr intelligenter Blick und ihre Wortgewandtheit; sie drückt sich rasch, präzise aus. Ein tiefer Patriotismus ist in ihr zu spüren, von einem sehr lebendigen, katholischen Glauben getragen. Ein Hauch von «vieille France», altväterischem Frankreich, umgibt sie: es sind Welten von hier bis zum zurückhaltenden Protestantismus unseres Tals, der jeder übermässigen Äusserung und allem glühenden Mystizismus feindlich gegenüber-

steht. Aber im Augenblick verstehen wir uns und arbeiten zusammen den Plan für den möglichen Grenzübertritt der Grossen von La Hille aus.

Die drei Wochen vergehen mitreissend schnell; ich muss nach Frankreich zurück, wieder zurück über die Grenzmauer. Auch meine Begleiterin ist wieder eingetroffen.

Mein Vater kennt den Risoud wie seine Westentasche. Er begleitet uns bis zur Grenze. Die Rückkehr verläuft ohne Zwischenfall.

In Toulouse werden wir eher kühl empfangen. Wir wissen sehr wohl, dass wir gegen die dem Roten Kreuz im Frankreich von 1943 auferlegte Neutralität verstossen haben. Bleibt nur, den Rücken zu beugen: «Ja ja, es war schon unvorsichtig.»

Aber in mir drin murmelt eine Stimme: «Ich pfeife drauf, mir ist das egal; da weiss ich besser Bescheid als ihr!»

Familie Schmutz

Der erste, der von der ausgearbeiteten Strategie probeweise profitieren soll, ist der Berner Bauer von Tambouret bei Escosse, Hans Schmutz. Familie Schmutz bewirtschaftet ein Bauerngut von 60 Hektaren, Das Gelände ist sehr hügelig, das Haus hochgelegen über den Ländereien; grosse Weizen- und Maisfelder ziehen sich über die Abhänge ins Tal hinunter. Die Sonne sticht, der schlimmste Feind ist die Dürre. Der Hof besteht neben dem Stall hauptsächlich aus einer grossen Küche. Der Boden ist einfach festgestampfte Erde, Hühner spazieren herum, eine Karbidlampe verbreitet ihr grünliches Licht. Nichts Geziertes, keine Umstände.

Vater Schmutz mit seinem schweren Kropf wettet in seiner Sprache (ein Berner, der Hochdeutsch sprechen will) gegen die schweizerische Sauberkeit. Für solchen Unsinn hat hier niemand Zeit.

Die Mutter füttert die Gänse, Hühner, Schweine. Die Söhne fahren Traktoren; die ganze Arbeit wird mit Maschinen getan. Der Vater kümmert sich ums Vieh, Hans, der älteste Sohn, vierundzwanzig, ist ein grosser Kerl von unwiderstehlicher Kraft, Breite Schultern, lockerer Gang, der Bauch ein bisschen vorgewölbt, leicht gebeugter Rücken. Er blickt einem aus strahlend blauen Augen ruhig entgegen. Er ist für die Beziehungen mit der Aussenwelt zuständig. Da die drei Männer der Familie nicht rauchen, sind die Tabakbezugscheine ein Zahlungsmittel von unschätzbarem Wert.

Der Bauernhof der Familie Schmutz ist für die Schweizer von La Hille das Paradies. Man wird hier mit der für die bernischen Bauern typischen Grosszügigkeit empfangen: schnell lässt Frau Schmutz in der Pfanne die Butter schmelzen, schlägt die Eier auf; guter Milchkaffee und Rösti dampfen auf dem

Tisch. Nach dem Essen singen der Vater und die Söhne gern. Sie spielen auf der Harmonika und schlagen dazu den Rhythmus mit einem Stöckchen auf einen Besenstiel. Und bei der Metzgete werden die von La Hille nicht vergessen. Würste und Blutwurst – ein Leckerbissen.

Die Schmutzens sind unsere Freunde, sie sind bei den Festen auf der Kolonie mit dabei. Menschen ohne Furcht und Tadel: ihre schweizerische Staatsangehörigkeit verleiht ihnen Immunität; sie haben auf französischem Boden weder Arbeitsdienst in Deutschland noch Deportation zu befürchten. So sind sie denn auch bereit, einen Grossen aus La Hille als Landarbeiter bei sich aufzunehmen und ihre Identitätspapiere zur Verfügung zu stellen.

Hans Schmutz macht sich allein auf den Weg. Juli. Das Wetter ist schön. Er trägt seinen Pass und die Adresse von Victoria auf sich.

In Champagnole macht sie ihm ein Kroki vom einzuschlagenden Weg, Ich zitiere hier ihre eigenen Erinnerungen:

«Man erreicht die Deckung des Waldes in etwa zwanzig Metern Entfernung von der Strasse.³⁹ Da wo auf der andern Seite auf einem Stück Land sehr hohe Enziane wachsen, da ist es! Da überquert ihr mit höchster Vorsicht die Strasse und macht euch diese Enziane zunutzen, um geduckt rasch die dreissig oder vierzig Meter bis zum Wald hinüberzulaufen; danach geht es ein bisschen steil hinauf und man ist an der Grenze!»

Die schützenden Enziane sind diese majestätischen Blumen, die für die Jurawiesen kennzeichnend sind: ein stolzer Anblick, die Pflanze mit ihren breiten, gerippten Blättern, abwechselnd an einem kräftigen Stiel, und mit ihrem Büschel von kleinen, gelben Blumen, das sie krönt.

Alles geht gut. Auf dem Rückweg übernachtet Hans bei meinen Eltern, und mein Vater begleitet ihn bis zur Grenzmauer. Am 30. Juli überrascht er Victoria am Morgen in ih-

rem Büro in Champagnole und bringt ihr eine feine Toiletten-
seife mit – damals ein königliches Geschenk.

Er kommt triumphierend mit neuen Pantoffeln und Fliegen-
fängern zurück und spielt uns wie versprochen am 1. August
im Schloss mit der Handorgel auf.

Erneut Alarm

Der 1. August auf La Hille, ein schönes Fest! Ein Fest aller Unbill der Zeit zum Trotz, ein Vogel, der auf dem höchsten Ast eines Baumes singt, wemgleich die Katze schon unten auf der Lauer liegt.

Den Grossen und den Mittleren ist der Schock des Lagers von Le Vernet und die wunderbare Rückkehr ins Schloss allen noch lebhaft im Gedächtnis. Addy hat zu seinem Mathematikbüchern zurückgefunden, Edgar arbeitet im Tambouret. Da bleibt er – mit seinem blondgelockten Haarschopf, seinen breiten Schultern und dem behäbigen Schritt ein wahrer Berner Bauer – bis zum Kriegsende in Sicherheit.

Aber die Angst geht um, das Katz- und Mausspiel geht weiter. Die Reihen haben sich gelichtet. Diejenigen, die ins Schloss zurückgekommen sind, wissen, dass sie hier nur scheinbar in Sicherheit sind. Einige erreichen nächstens den Schicksalshaften achtzehnten Geburtstag. Darum wird gefeiert, und es muss ein schönes Fest werden. Das ganze Toulouser Büro ist bei uns zu Besuch: Luce, Gaby, Hedwig, Irène und die Familie Parera.⁴⁰

In einem der Schlafsäle haben wir ein Podium aufgestellt.

Die Mickys, die Kleinsten, stehen als erste auf den Brettern, sie tanzen einen Reigen. Anschliessend Picknick im Hof. Am Abend dann die grosse Vorstellung. Wir haben den Luxus so weit getrieben, sogar Kostüme aus Toulouse kommen zu lassen. Zwei Stücke werden gegeben: «L'Elixir de longue vie» («Das Lebenselixier»), zu Ehren des Weins, und «Die Prinzessin auf der Erbse», nach dem Märchen von Andersen! Damit es so echt wie möglich wirkt, haben wir das Säulenbett aus der «heiligen» Kammer auf die Bühne geholt. Die Leiterin hat einen tiefen Griff in die Vorräte getan, und die Köchin hat

grosse, fette Zuckerbiskuits gebacken, mit denen sich jedermann herzlich vollstopft.

Endlich das Konzert! Auf dem Programm stehen: Schubert, ein Impromptu; Bach, eine Sarabande; Mozart, eine Sonate, und Beethoven, eine Romanze für Violine und Klavier. Es ist das letzte Mal, dass Walter und Henri zusammen spielen. Das Schicksal steht schon an der Tür.

Um elf Uhr nachts das grosse Feuer und vaterländische Lieder. Es ist nicht der Augenblick, diesen von der Schweiz zurückgewiesenen Menschen eine patriotische Rede zu halten.

Endlich spielt Hans mit seiner Handharmonika zum Tanz auf. Das Fest dauert bis morgens um zwei.

In einem meiner Briefe, vom 8. August datiert, steht zu lesen: «In den letzten Wochen haben uns die Pläne, von denen ihr ja wisst, sehr beschäftigt. Rösli Näfs ablehnende Antwort hat nun das alles ins Wasser fallen lassen!»

Worum ging es? Um den Erhalt von Visas? Darum, in Savoyen schwarz den Grenzübergang zu versuchen? Um Passierscheine, die wir uns vom Roten Kreuz hätten ausstellen lassen wollen?

Eines ist sicher: Der Gedanke an Flucht lässt den ins Schloss zurückgekehrten Grossen, aber auch denen, die voller Angst ihrem 18. Geburtstag entgegensehen, keine Ruhe. Und denen, die dem Verschwinden ihres Mannes, eines Bruders, eines Freundes haben zusehen müssen, ebenso wenig.

Die Glut glüht unter der Asche. Die Ruhe trägt.

Ende August trifft aus Basel ein neuer Schweizer Lehrer ein. Sebastian, Basti genannt, fadendünn, nervös und voller Eifer.⁴¹ Er organisiert mit den Mittleren einen zweitägigen Schulausflug. Wir brechen mit einer improvisierten Zeltausrüstung auf, ein grosser Kochkessel ist im Gepäck, wir übernachten in einem verlassenem Kloster. Besuch der Grotten in der Nähe von Foix.

Auf dem Heimweg mache ich aus Pflichtbewusstsein einen

Abstecher auf die Präfektur. Da ich mich um die Lebensmittelversorgung kümmere, kenne ich sie gut. Madame Authier, die uns wohlgesinnt ist, warnt mich: es sei eine weitere Polizeistreife auf dem Schloss zu erwarten. Ich mache ein Fahrrad ausfindig und überbringe die Nachricht eiligst der Leiterin. Von Foix nach La Hille sind es etwa 20 km.

Wir überlegen nicht lange: diejenigen, die bedroht sind, werden in dem seit Langem vorgesehenen Unterschlupf versteckt.

Welche? Henri, der Geiger, dann der andere Henri, der im frei-Februar verhaftet, ins Lager von Gurs gebracht und dann und gelassen worden ist, Manfred, sein Schicksalsgenosse und schliesslich Addy, der an der Grenze abgewiesen worden fast dann ins Schloss zurückgekommen ist.

Um zwei Uhr nachmittags verschwinden sie.

Basti mit seinen Ausflüglern und die Polizei treffen gleichzeitig auf dem Schloss ein. Um ruhiger sein zu können, schickt Margrit ihn auf die Suche nach dem Versteck; er findet nichts. Mit ernster Miene machen auch die Polizisten die Runde durch die Zimmer, auch sie finden nichts. Sie suchen nicht sehr beflissen.

Es ist zu sagen, dass wir ein paar Tage vorher dem guten Willen der Polizei von Pailhès, die im Übrigen auch gar nicht so schlecht war, etwas nachgeholfen hatten. Sie hatten Wind davon bekommen, dass für die Kolonie eine grosse Menge Kartoffeln eingetroffen war. Die Ariège litt zu dieser Zeit unter der Dürre, Gemüse war knapp: von Seiten der Polizei hatte man der Leiterin zu verstehen gegeben, ein Sack Kartoffeln wäre kein unwillkommenes Geschenk.

Margrit und ich hatten das begehrte Objekt auf einen kleinen Wagen geladen. In der Nacht liefen wir damit zur grossen Strasse hinunter, barfuss, um ja keinen Lärm zu machen, aber der verflixte Wagen quietschte bei jeder Radumdrehung und brachte uns damit immer wieder nervös zum Lachen. Schliesslich legten wir den Sack unter einen Baum am Strassenrand.

Am nächsten Tag, wie durch Zauberhand, war er weg. Hat's keiner gesehen ...

Der Sack mit den Kartoffeln hat die Polizisten sehr freundlich gestimmt. Aber Befehl ist Befehl. Sie stellen etwa hundert Meter vom Schloss entfernt bei einem Heuschober eine Wache auf, in der festen Überzeugung, die Jugendlichen hielten sich bei den Bauern in der Umgebung versteckt und würden nach und nach zurückkehren.

Zwei, drei Tage, dann sind sie des Wartens müde und gehen.

In ihrem Unterschlupf verbringen die jungen Leute bange Stunden. Der Raum ist sehr eng. Sie dürfen nicht laut reden, in der Nacht kein Licht anzünden, nicht etwa vor dem Guckloch durchlaufen, jedesmal, wenn der Schrank beiseite geschoben wird, wenn ein Lichtstrahl ins Innere fällt und man durch den engen Gang herangekrochen kommt, steht ihnen das Herz still. Wer wird schliesslich erscheinen? Die bekannten, gefürchteten Gesichter der Polizisten von Pailhès? Die lächelnde, freundliche Gestalt Margrits, oder Grets, die Nahrung bringt und die Abortschüsseln leeren wird? Nicht alle ertragen dieses Eingeschlossensein. Der eine oder der andere versucht, um jeden Preis herauszukommen und bringt so die andern in Gefahr. Man muss sie zur Vernunft bringen, beruhigen. So kann es nicht weitergehen.

Die Nacht ist hereingebrochen: zehn Uhr abends. Edith, die Wienerin, und die dunkelhaarige Inge halten Wache, sie zittern am ganzen Körper. Einer nach dem andern verlassen die Bur-schen ihr rettendes Gefängnis. Sie besitzen falsche Identitäts-karten. Aber wohin sollen sie gehen?

Manfred wird gefährlich zwischen Toulouse und Foix umherirren. Die beiden Henris haben beschlossen, sich nach Toulouse aufzumachen; von da aus wird Henri der Musiker in einem Lager für jüdische Jugendliche Aufnahme finden, der andere versteckt sich bei einem Bauern in der Gegend von Pau.

XIX

Der Weg durch den Risoud

Addy ist entschlossen, alles daran zu setzen, zu seiner Schwester in die Schweiz zu gelangen.

Der Augenblick ist gekommen, wir müssen es mit dem Fluchtweg durch die Hintertür versuchen. Ich liege mit Fieber im Bett, aber wir müssen aufbrechen. Im Morgengrauen marschieren wir los, zu viert auf der Strasse nach der kleinen Bahnstation Saint-Jean-de-Verges. In Toulouse trennen wir uns von den beiden Henris. Die lange Reise beginnt. Addy hat zwar wohl seine falschen Papiere, aber eine Kontrolle wäre fatal: Addys Akzent, sein Profil und diese ewiggleiche Gemeindeverwaltung, deren Archive einem Brand zum Opfer gefallen sind! Von Toulouse bis Lyon kein Anzeichen von Gefahr ...

Wir übernachten in der Kolonie von Montluel, und auf meine Anweisung bleibt Addy da. Wenn die Bahn frei ist, werde ich telefonieren, und dann kann er sich auf den Weg machen. Von Lyon nach Lons-le-Saunier per Eisenbahn, anschliessend nach Champagnole. Ich finde ohne Schwierigkeiten den Weg zu den Cordiers. Zuerst in einem grauen Haus leben die beiden Schwestern Victoria und Madeleine in einer bescheidenen Wohnung: nichtsdestoweniger das Zentrum einer lebhaften Aktivität. Victoria gibt in der Küche die Anweisungen, Madeleine führt sie aus. Wunderbare Gastfreundschaft. Mit ihren geschickten Händen knetet Victoria den Briocheteig und erklärt dazu die Lage: «Morgen gehen wir hinüber!»

Die Expeditionen werden gewöhnlich an einem Samstag unternommen, die Schwestern Cordier können ihren Arbeitgeber während der Woche nicht im Stich lassen.

Ich schlafe in einem grossen Messingbett mit goldglänzenden Kugeln. Ich rufe Addy an: er solle meine Angaben genau

befolgen. Von Lyon im Zug bis Lons und von da mit dem Bus weiter. Gegen Abend wird er hier ankommen. Der Bus kommt und Addy ist nicht da. Was tun?

Madeleine, immer hilfsbereit, verspricht, die ankommenden Autobusse zu überwachen, und ich breche mit den andern auf. Victoria, André, Marinette, die in der Familie de Vogue in Paris als Gouvernante arbeitet, und ihre Familie besuchen will.⁴²

Die Grenzübertritte sind schon eingespielt.

Der kleine Zug bringt uns von Champagnole nach Morbier. Da Steher. Fahrräder für uns bereit. Wir schlagen einen schmalen, steinigen Weg ein, lassen die paar Häuser von Bellefontaine hinter uns. Der Lac des Mortes ist nicht mehr weit; wir verstecken die Fahrräder in einem Gebüsch. Victoria betritt als erste das Sperrgebiet, André ihr nach. Wir gehen rasch, mit klopfenden Herzen.

Plötzlich schiesst ein Entenschwarm geräuschvoll in den Abendhimmel hinauf. Hat er unsere Anwesenheit verraten? Nein – wir gehen weiter. Bald erscheint das liebe, alte Haus, das im Sperrgebiet steht. Da wohnt Madame Cordier: hier ist der Zufluchtsort vor dem Übergang in die Schweiz. Wir werden königlich empfangen, warmherzig aufgenommen und aufgemuntert; grosse Schalen Suppe wärmen uns auf. Das Einzige, worüber die fromme Madame Cordier staunt: wie kann eine Protestantin sich mit solchen Sachen abgeben? In der rauchgeschwärzten Küche, wo die Suppe leise brodeln, in dem Zimmer, wo die Petrollampe brennt, kann nichts Böses geschehen. Jede Angst ist verflogen.

Am nächsten Morgen verlässt Madame Cordier, eine ganz schwächliche Gestalt, früh als erste das Haus und ahmt den Hahnenschrei nach, sobald die deutsche Patrouille vorbei ist. Das ist das Signal, «jetzt geht's los!»

Der Gy de l'Echelle, ein tiefer Einschnitt in den Felswänden, ist nicht weit weg. Hohe Stufen sind in den Fels gehauen, der Pfad ist steil und schmal; mit einer Hand muss man sich am Fels, mit der andern an kleinen Bäumchen festklammern,

damit man sich hochziehen kann. Vorsicht: der Fuss darf ja keinen Stein ins Rollen bringen!

Aber der Anstieg ist kurz, und droben winkt die Freiheit, Auf Schweizergebiet, unweit der Grenze, befindet sich das Hotel d'Italie: ein Waldhaus für Holzfäller. Da erwarten uns die Schweizer, Marinettes Schwager setzt mich auf seine Fahrradstange, und wie der Wirbelwind sausen wir den Risoud hinunter.

Die Aufregungen der Reise haben mich meine Mission ein bisschen vergessen lassen.

Wie abgemacht, steigt mein Vater am Dienstagmorgen zur Grenzmauer des Risoud hinauf. Es ist leider Gottes niemand da. Er kommt allein zurück. Mich ergreift die Panik. Kein Addy. Ist er verhöhrt, festgenommen, deportiert worden? Habe ich eine unverzeihliche Dummheit begangen? Und was wird das für das Schweizerische Rote Kreuz in Frankreich für Folgen haben? Ich rolle mich auf dem winzigen Diwan zu einer Kugel zusammen und will nicht mehr daran denken. Es ist grässlich. Alles dreht sich in meinem Kopf. Ich schlafe ein: Jugend ...

Mysteriöser Telefonanruf aus den Grandes Roches: «Ihr Paket ist angekommen.»

Mein Vater – wunderbare Fügung – zögert keinen Augenblick, macht sich wieder auf den Weg, den er am Morgen vergeblich gegangen ist und kommt bald mit dem kostbaren, menschlichen Paket wieder.

Was ist geschehen, wie hat es zu einer solchen Verspätung kommen können? In Todesgefahr ist Addy, dieser Träumer, in Lyon am Bahnhof ganz einfach eingeschlafen und hat seinen Zug verpasst; und die Schwestern Madeleine und Marie-Aimée haben dann sehen müssen, wie er doch noch zu retten war.

Am Montagmorgen ist unser Held endlich in Champagnole eingetroffen, am Mittag steht er an der Rue du Sauget Nummer 18 vor der Tür. Madeleine kocht ihm etwas zu Essen und schärft ihm ein, ihr später zum Bahnhof nachzukommen. Sie

wartet beim Zug nach Foncine auf ihn. Abfahrt 18 h 30. Ankunft in Foncine-le-Bas um 20 h. Durchgang durch den Mont-Noir. Spät treffen die beiden Wanderer am Fuss des Risoud ein. Addy bekommt ein gutes Bett. Madeleine muss am nächsten Morgen früh nach Champagnole zurück, ihr Arbeitgeber braucht sie. Auf der Türschwelle fährt sie zusammen; «Schlechtes Wetter, Fräulein!» Ein deutscher Soldat steht da beim Schuppen unter der Tür. «Ja», sagt sie und denkt an Addy, der im ersten Stock des Hauses friedlich schläft.

Später bringt Marie-Aimée ihn bis zum Hôtel d'Italie und sogar noch weiter. Er hat einen von Victoria gezeichneten Plan bei sich und gelangt so zu den Grandes Roches. So erklärt sich der wunderbare Telefonanruf. Um ganz sicher zu sein, dass der Gerettete sich nicht noch an einem andern Bahnhof verschläft, begleite ich ihn bis nach Zürich zu Pfarrer Vogt.⁴³

Wie sind diese Ereignisse zu datieren?

Auf der offiziellen Liste der Kolonie steht hinter den Namen von Manfred, Adolf, und jenen der beiden Henri⁴⁴: 8. September 1943 Flucht vor der Ankunft der Polizei.

Handelt es sich um den Tag, als sie im Schloss versteckt untertauchten? Oder ist es der Tag, an dem sie es verlassen haben? Fest steht bloss eines: Henri Kägi, Sekundarlehrer, trifft am 29. September auf La Hille ein und erinnert sich an meine Rückkehr am Freitag 1. Oktober. Ich selber schreibe in einem Brief:

«Was für eine Reise! Jetzt bin ich bald drei Wochen unterwegs.»

Es ist klar, dass ich nicht erwarten konnte, von der hohen Leitung des Schweizerischen Roten Kreuzes, das in Frankreich nur unter der Bedingung geduldet war, dass es sich einer strikten Neutralität befleissigte, zu meinem Vorgehen beglückwünscht zu werden. Eine Woche nach meiner Rückkehr erscheinen Monsieur Gilg und Monsieur Parera auf dem Schloss und eröffnen das Inquisitionstribunal.

Mein brieflicher Kommentar aus damaliger Stimmung:

«Der allmächtige Meister Gilg – ein junger Jurist von sechs- undzwanzig Jahren, der seine Rolle überaus ernst nimmt – hat mich im Bewusstsein seiner hohen Verantwortung aus dem allerheiligsten Roten Kreuz hinauswerfen wollen.»

Es sieht nicht aus, als wäre ich sehr beeindruckt. Innerlich geniesse ich es vielmehr, den von oben kommenden Verhaltensmassregeln Trotz zu bieten und habe das Gefühl, besser Bescheid zu wissen als alle andern.

In einem Brief vom 7. Dezember ist zu lesen:

«Addy hat geschrieben, er ist begeistert, glücklich, dankbar. In 14 Tagen wird er aus dem Spital entlassen und kann jetzt in Zürich unentgeltlich eine Schule in der Art der Lémania beginnen, um sich auf die Matur vorzubereiten.»

Margrit, seit dem Frühjahr Leiterin auf La Hille, ist inzwischen, allen offiziellen Ermahnungen zur Vorsicht ungeachtet, auch in das grosse Spiel eingestiegen. Nach einem ermunternden Wort des Schweizerischen Konsuls in Toulouse: «Machen kann man alles, man darf sich bloss nicht erwischen lassen!», hat sie die Adresse eines Schlupfwinkels ausfindig gemacht, wo man falsche Identitätskarten herstellt. Sie werden wie rechtmässig von einem der bombardierten elsässischen Bürgermeisterämter, deren Archive verbrannt sind, ausgestellt. Nichts leichter als das: ein falscher Name, ein Stempel, ein bisschen Dreck vom Fussboden, und die Sache ist erledigt. Die richtigen Karten werden im Garten vergraben.

Im Anschluss an die fürchterlichen Tage, als die Knaben im Versteck sassen, erkrankt Margrit an einer Gelbsucht – direkte Folgen der ausgestandenen Angst. Sie liegt im Bett, als Rudi sie eines Nachts mit frischen Feigen überrascht. Das ist seine Art, ihr danke zu sagen!

Am Tag, als die Polizisten im Schloss auftauchten, ist nämlich auch er bei seinem Arbeitgeber, Monsieur Roubichon, verhaftet worden. Ohne den Kopf zu verlieren, hat Margrit un-

verzüglich die Präfektur benachrichtigt: Rudi sei noch nicht achtzehn. Man lässt ihn frei. So hat sie ihm das Leben gerettet.

Im Oktober kehrt sie in die Schweiz zurück (10. Oktober 1943). Es bleibt ihr gerade noch Zeit für die Begegnung mit Emmi Ott, die am 8. Oktober eintrifft und ihre Nachfolge übernimmt.

Margrit ist im Besitz eines Visums in vorschriftsgemässer Form. Ohne zu zögern, nimmt sie die blonde, über den Verlust von Walter, der immer für die andern da war, so traurige Inge, mit sich. Sie fahren zusammen bis Lyon. Alles ist für Inge vorbereitet: Sie wird allein von Lyon über Lons-le-Saunier nach Champagnole fahren, und von da nehmen Victoria und ihre Schwestern sich ihrer an. Mein Vater erwartet sie dann auf der andern Seite der Grenzmauer.

Margrit indessen setzt ihre Reise fort. In einem Täschchen trägt sie, mitten in ihrer Korrespondenz, die echten Identitätskarten der Flüchtlinge auf sich. Ziemlich unvorsichtig. Am Zoll wird sie vom deutschen Zöllner aufgefordert, den Zug zu verlassen. Man durchsucht sie. «Was haben Sie in der Tasche?» – «Meine Privatkorrespondenz.» Der Zöllner greift mit der Hand hinein. Margrit zittert. Er zieht ... eine Liebeserklärung heraus. «Behalten Sie Ihren Mist!» Er schiebt die Tasche weg, sie ist gerettet.

Unterdessen ist Inge ohne Zwischenfall bei den Cordiers eingetroffen. Von Champagnole aus bricht sie an einem Nachmittag mit Madeleine auf nach Morbier; nach der Reise mit der Bahn schwingen sie sich auf die Fahrräder, die sie später im Gebüsch verstecken. Unter dem Risoud weiden die Kühe auf den Wiesen. Glücklicher Umstand: wer wollte schon zwei junge Hirtinnen verdächtigen, die über die Weide gehen? Plötzlich bemerkt Madeleine auf der Strasse einen Deutschen, der das Fernglas auf sie richtet. Sie versteckt Inge kurzerhand beim Roten Haus – das Haus von Onkel Benoit – in einem Gebüsch und kehrt allein in die Wohnung zurück. Nach Einbruch der Nacht kommt dann Marie-Aimée zum Roten Haus,

um Inge zu erlösen. Niemand wird je erfahren, welche Angst Inge während der einsamen Wartezeit ausgestanden hat. Auf dem Hof ist alles friedlich, es werden eben die Schafe geschoren.

Am nächsten Tag trifft Inge wohlbehalten in Le Sentier ein. Da erwartet sie bereits Margrit.

Das letzte Hindernis bleibt noch zu überwinden: die fünfzehn Kilometer, innerhalb derer jeder von der Polizei aufgegriffene Flüchtling wieder ausgewiesen werden muss. Die Reisenden fahren per Fahrrad los und treten bis Yverdon kräftig in die Pedale – niemand wird die sportlichen jungen Leute verdächtigen wollen. Von Yverdon aus werden sie mit dem Zug ins Berner Oberland fahren.

Es ist indessen abgemacht, dass Margrit nach la Vallée de Joux zurückkommen soll, um eine zweite Gruppe in Empfang.

zu nehmen, die den gleichen Fluchtweg eingeschlagen hat.

Fest steht: ich bin in dieser Zeit ein drittes Mal durch den Jura nach Le Sentier zurückgekehrt. Um jemanden zu begleiten oder zur Vorbereitung eines späteren Grenzübertritts? Am 13. Oktober verlasse ich das Schloss, am 20. tauche ich wieder auf. Victoria erinnert sich, dass wir auf dem Rückweg zusammen die Grenze passiert haben, und Margrit ist sicher, bei meinen Eltern mit mir zusammengetroffen zu sein.

In einem meiner Briefe – leider nicht datiert – lese ich:

«Edith (die Schwester von Kurt, der bereits deportiert worden ist), wird Euch erzählt haben, wie sie abgereist ist: eine regelrechte Entführung! Da ich sah, dass die beiden nicht gehen konnten, dachte ich, es sei schade um die verpasste Gelegenheit!»

Welche ändern zwei?

Ärgerlich ungelöstes Rätsel, bis mir vierzig Jahre später das Tagebuch der einen Beteiligten vor Augen kommt. Kein Zweifel: es handelt sich um die dunkelhaarige Inge und um Edith, die Wienerin, Herrn Lyrers beflissene Schülerinnen. Und warum haben sie ihre Chance verpasst?

Die neue Leiterin, Emmi Ott, hat sehr strikte Anweisungen erhalten, La Hille hat höheren Orts einen angeschlagenen Ruf. Wenn ein Grosser verschwinden will, so muss er jetzt das Schloss verlassen und sich in einer französischen Familie anstellen lassen. Die Burschen als Landarbeiter, die Mädchen als Haushalthilfen. Inge und Edith haben sich auf der Präfektur um eine solche Stelle beworben.

Am vorgesehenen Datum, dem 27. Oktober 1943, sind aber die Ausweispapiere nicht da. Die Leiterin gibt nicht nach: die beiden werden nicht abreisen. Aus dem Tagebuch spürt man die Enttäuschung der beiden jungen Mädchen heraus. Sie hatten sich unheimlich gefreut, da sie wussten, dass der Weg ganz vorgezeichnet war. «Monsieur Piguet holt uns an der Grenze ab, dann begleitet Fräulein Tännler uns bis nach Zürich. Die Leiterin ist stur, sie beharrt auf Gesuchen, die noch nicht einmal beantwortet sind.» Nein! Diese Gelegenheit dürfen wir auf keinen Fall verpassen!

Im gleichen Brief steht etwas später:

«Ich habe Edith am Mittwoch mit dem Fahrrad abgeholt, um ihr die grosse Nachricht zu überbringen. Noch am selben Abend sollte sie um halb acht Uhr den Zug besteigen. Wir hatten ihre Sachen gepackt und der Meisterin, die in zänkischer Stimmung war, nicht gesagt, was da voring.»

Der andere von der unverhofften Chance Begünstigte ist Manfred; er ist am 23. Februar bereits mit dem Lager von Gurs in Berührung gekommen.

In Champagnole nimmt wieder die gutherzige Madeleine die Reisenden in Empfang und begleitet sie auf dem Weg über Morbier; sie nehmen den Abendzug, der Weg ist lang, zwei Stunden Bahnfahrt, zwei Stunden zu Fuss. Edith ist aufgereggt, spricht zu laut, ihr Akzent könnte sie verraten. Am nächsten Tag führen Marie-Aimée und Madeleine sie hinüber zum Hôtel d'Italie, wo mein Vater auf sie wartet. Madeleine erinnert sich sehr gut an die Reisedecke, die Edith ihr als Erkennungszeichen übergeben hat, und an den verlorenen Gürtel, den sie auf

dem Rückweg nach Champagnole in der Morgenfrühe im tau-nassen Gras wiederfand.

In einem später geschriebenen Brief (3. Dezember 1943) lese ich noch: «Was sagt ihr zu den beiden letzten *Broschüren*? – (gemeint sind die Grossen, die heimlich die Grenze passieren)?»

Sollte es noch andere gegeben haben, die zur selben Zeit den gleichen Weg gegangen sind? Es ist schwierig, die Tatsachen genau zu rekonstruieren. Die Sprache, die man in zensurierten Briefen verwenden muss, macht die Sache nicht leichter. Aber eines ist sicher: alle, die den Fluchtweg durch die Hintertür eingeschlagen haben, sind im sicheren Hafen angelangt: in Zürich, bei Pfarrer Vogt.

Das Jahr neigt sich, der Winter naht. Eine Kleine, Betty, dreizehn, träumt schon lange davon, wieder mit ihrer grossen Schwester vereint zu sein. Diese ist früher schon mit andern aus dem Schloss geflohen. Unterwegs hatte sie erfahren, dass man an der Grenze abgewiesen wurde, war in Frankreich geblieben und hatte sich der «zionistischen Jugendbewegung» angeschlossen, die mit dem Maquis (Widerstandsbewegung) zusammenarbeitete – Nachrichtendienst, falsche Papiere, Kinderkonvois. Mit einem Visum versehen trifft Betty, in Begleitung Eugen Lyrers, bei Ruth ein, und diese spedierte ihre jüngere Schwester dann mit dem nächsten Kinderkonvoi in die Schweiz.

Noch jemand, der weggeht.

Die beiden Grossen, die zu ihrer bitteren Enttäuschung das erste Mal nicht abreisen durften, haben zur selben Zeit noch immer die Hoffnung, eines Tages glücklich ans Ziel zu kommen; inzwischen sind die so sehnlichst erwarteten Papiere der Präfektur eingetroffen. Die beiden Mädchen werden die ihnen zugewiesenen Stellen allerdings nie antreten, weder bei Doktor Pic in Fossat, noch bei Monsieur Garrigue in Bordès-sur-Avèze.

Am 9. November, um acht Uhr abends, verlassen sie das Schloss. Es wird eine lange Nacht. Eugen Lyrer begleitet seine

beiden Lieblinge bis nach Loubains, von da aus geht es nochmals 18 km zu Fuss bis nach Saint-Jean-de-Verges. Die Nacht ist klar, der Mond scheint hell. Zur Unterhaltung und um sich für das Kommende in die richtige Stimmung zu versetzen, wiederholt man sich die angenommenen Namen: Danielle Pascal – das ist Inge; Eve Germain, Edith.

Um sechs Uhr früh treffen sie endlich erregt und müde an der kleinen Bahnstation ein. Um sechs Uhr dreissig fährt der Zug nach Toulouse. Von da aus werden sie erst abends um acht nach Lyon weiterfahren können.

Womit die Zeit totschiagen? Zum erstenmal seit so langem, seit Wien, seit Hannover, scheint ein Lüftchen von Freiheit zu wehen: man geht ins Kino, sieht sich einen stupiden Film an.

Der Zug fährt die ganze Nacht hindurch und trifft am frühen Morgen in Lyon ein. Hier wieder ein langer Tag des Wartens.

Erst abends um elf können sie den Zug nach Lons-le-Sauvier besteigen. Verheerend: Ankunft um ein Uhr morgens in einer kleinen, schlafenden Stadt! Kein Hotel, alle Häuser hermetisch abgeriegelt. Es ist kalt. Endlich eine offene Tür, die in einen Gang hineinführt. Die beiden erschöpften jungen Reisenden kauern sich unter einer Treppenrampe zusammen und versuchen, sich gegenseitig zu wärmen. Ohne es zu wissen, sind die Mädchen ins Polizeigebäude hineingeraten. Sie können nicht schlafen, sie frieren. Als der Morgen graut, ruft Inge: «Herzlichen Glückwunsch, Edith!» So feiert Edith am 12. November 1943 ihren neunzehnten Geburtstag.

Endlich, um neun Uhr morgens, fährt der Bus nach Champagnole. Hier der herzliche Empfang der Schwestern Cordier.

Aber die Dinge werden sich noch komplizieren.

In einem vom 8. Januar datierten Brief berichte ich meinen Eltern, ich hätte von Victoria einen Brief erhalten:

«Sie erzählt mir die tragikomischsten Sachen der Welt. Sie schreibt von dem kleinen Mädchen, das sie bei sich haben, und das lange krank war. Kaum war es einigermassen wiederherge-

stellt, wollte es auch schon Skifahren gehen. Ich glaube wirklich, es war noch zu schwach, um sich bei dieser Kälte draussen herumzutreiben, umso mehr, als es alles andere als eine Sportlerin ist.

Sie schreibt noch, der liebe Linlin habe auch sein Möglichstes getan.»

In diesem Stil musste man schreiben, um dem Argwohn der Zensur, von der all unsere Briefe stellenweise breit blau oder violett durchgestrichen waren, zu entgehen. Linlin, das war mein Vater, die Kranke: Edith, die Wienerin.

Und hier die Kehrseite der Geschichte, wie die Schwestern Cordier sie erlebt haben:

Edith und Inge, die auf ihrer falschen Identitätskarte zu Danielle geworden ist, treffen Ende November bei Victoria ein. Auf La Hille hatte niemand an den Schnee gedacht: im Jura, in Chapelle-des-Bois, liegt er meterhoch. Was tun? Grosszügig schränken sich die Schwestern in ihrer Wohnung ein, damit die unzeitigen Besucherinnen auch noch untergebracht werden können. Die Lebensmittelkarten sind karg bemessen.

Nach zwei Wochen zieht Danielle zu Monsieur Girardet, Victorias Arbeitgeber, der sich einverstanden erklärt, sie bis zur Schneeschmelze bei sich zu verstecken.

Was Edith betrifft, so zitiere ich hier Victorias Schilderung:

«Eines Tages im Januar erhalten wir von unserer Schwester die Nachricht, in Chapelle sei der Schnee hartgefroren, man könne den Übergang wagen. Im Champagnole war auch ein Agent des S. R. (Service de Renseignements – Nachrichtendienst) eingetroffen, der ebenfalls in die Schweiz zu gelangen suchte.

Er war in schlechter Laune, Ediths wegen, es passte ihm nicht, mit ihr zusammen aufbrechen zu müssen, und ich hatte zu ihm gesagt: «Dann gehen Sie allein!»

Resigniert bestieg er mit uns den Zug nach Morbier. Um acht Uhr abends trafen wir bei Onkel Benoît ein. Ich liess die

ändern einen Augenblick allein, um das Gelände zu inspizieren. Alles schien günstig. Schwacher oder überhaupt kein Mond.

Im Haus unter dem Risoud berichtete uns meine Schwester Marie-Aimée, die Deutschen hätten zahlreiche Patrouillen gemacht und überwachten die kleinste Piste ...

Nach einem guten Abendessen brachen wir gegen Mitternacht auf. Edith konnte im Schnee nicht laufen, sie machte einen Schritt vorwärts und rutschte zwei zurück. Man musste ihr helfen. Unten am verschneiten, eisigen Gy weigerte sich Edith erschöpft und verängstigt, da hinaufzuklettern. Sie wollte wieder hinunter, zu meiner Schwester zurück. Das kam nicht in Frage. Was tun?

Roger, der Mann vom Nachrichtendienst, stieg recht mühevoll hinauf. Ich lud mir Edith auf den Rücken; Roger rollte seinen Ledergürtel aus, warf mir ein Ende zu und hau ruck! buckle ich, mit aller Kraft an diesen Ledergürtel geklammert, das 60 kg schwere Mädchen den Gy hinauf.

Nach einem mühsamen Abstieg in bissiger Kälte, in der wir vor Erschöpfung zu zittern begannen, kamen wir um fünf Uhr morgens endlich in Le Campe bei Le Sentier, bei unsern Freunden, an.

Da rief Roger aus: (Jetzt können wir auch eine Kuh hinüberbringen!)»

Während dieses ganzen heroischen Grenzübergangs drückt Edith – dieses unbeholfene, grosse Mädchen mit den kurzsichtigen Augen, dieses kleine, verlassene Ding – die Foto ihrer deportierten Eltern an sich, als Talisman, und an ihren Füssen schlingern Männerschuhe, Grösse 42.

Dank ihres glücklichen Naturells, ihrer Fähigkeit, sich zu freuen, hat sie trotzdem noch die Kraft, angesichts der Ressourcen des Hôtel d'Italie in Entzücken zu geraten. Hinein gelangt man, indem man eine Fensterscheibe zurückschiebt und dann die Klinke von innen hinunterdrückt. In einem kleinen Schrank findet man Milch, Käse, Brot, Kakao: es ist wie im

Märchen. Tröstlich, dieses knisternde Feuer und die heisse Schokolade mitten in der Nacht, bevor der lange Marsch durch den feindseligen Wald beginnt.

Endlich, endlich trifft Edith in Le Sentier ein, wo meine Schwester sie zuhause empfängt. Auf dem Klavier liegt die Frühlingssonate aufgeschlagen. Beruhigendes, vertrautes Wiederfinden, fast fühlt man sich wieder im Schloss.

Am nächsten Tag unter der Obhut meiner Mutter Abreise nach Zürich. Als sie sich trennen, schiebt meine Mutter der weinenden Edith einen Fünfliber zu.

Pfarrer Vogt meldet Edith bei der Polizei als Flüchtling an: einziger gangbarer Weg. Anschliessend kommen Befragungen, das Durchsuchen der Handtasche, ärztliche Untersuchungen, Aufenthalt in der Kaserne, im Lager von Ringlikon bei Zürich. Eine unerwartete Seite der so sehr ersehnten Freiheit.

In Champagnole wird Danielle immer unruhiger, seit ihre Gefährtin weggegangen ist. Jeden Abend besucht sie nach der Arbeit bei Girardet die Schwestern Cordier und liegt ihnen mit ihrem Gerede in den Ohren.

Endlich kommt der Frühling. Am Mont-Noir schmilzt der Schnee. Yvonne Fuchsmann, Nichte von Frau Kägi-Fuchsmann, ist vor Kurzem ebenfalls in Champagnole eingetroffen.

Am 18. April geht es zu viert los. Man fährt mit dem Zug nach Foncine-le-Bas, durchquert den Mont-Noir bei einbrechender Nacht. Am Waldrand drüben, auf der andern Strassenseite, im Sperrgebiet, ein unerhörtes Schauspiel: Lichter gehen an, erlöschen, scheinen wieder auf, verschwinden. Eine Militärübung? Menschenjagd? Das Herz schlägt schneller. Victoria geht als Kundschafterin voraus. Gelächter!

Mit offizieller Genehmigung ausgestattet, wie es sich gehört, sind Froschjäger in dem Sumpfstreifen am Risoud am Werk, ihre Taschenlampen brennen Löcher in die dunkle Nacht.

Die Odyssee zweier kleiner Mädchen

Betty war unter den jüngeren Kindern der Kolonie nicht das einzige, das davon träumte, es seinen Brüdern oder Schwestern nachzumachen, denen die Flucht in die Schweiz gelungen war.

Toni Rosenblatt (3. August 1931), deren beide Schwestern sich bereits drüben befinden, und Inge Bernard (24. Juli 1928) haben so nach unsäglichen Mühen endlich ein Visum für einen Schweizer Aufenthalt erhalten. Eine durch die Besatzungsmacht legal erteilte, definitive Ausreisebewilligung ist selbstverständlich undenkbar. Das Visum hat Gültigkeit bis zum 15. Dezember. Gret, unsere Kindergärtnerin, hat nun stillschweigend beschlossen, im Dezember in die Schweiz zu fahren und die beiden Kleinen bei dieser Gelegenheit mit sich zu nehmen. Der Form halber reicht sie, in ihrer Eigenschaft als Schweizerin im Dienste des Roten Kreuzes, ein offizielles Gesuch für ein Visum ein; es bleibt natürlich unbeantwortet. Sie verliert die Geduld; sehr diskret, sehr pflichtgetreu, beginnt sie innerlich zu kochen. Es wäre ein unentschuldigbares Unglück, wenn die kostbaren Papiere ungenützt ungültig würden!

Und da geht sie eine seltsame Wette ein: sie schreibt an einen ihrer Onkel, der in Lyon wohnt, und bittet ihn um tausend Francs. Wenn sie das Geld bekommt, will sie abreisen. Das Geld trifft ein. Still und leise, in aller Bescheidenheit, aber fest entschlossen, macht sie sich mit ihrer kostbaren Fracht auf den Weg.

Am 10. Dezember 1943, um halb drei Uhr morgens verlässt das Trüppchen lautlos das Schloss Nach dreistündigem Fussmarsch erreichen sie den Bahnhof Saint-Jean-de-Verges. Da Gret sehr gut weiss, dass das SRK seit den letzten heimlichen Abgängen davor zittert, ein neuer Zwischenfall könnte seiner

Aktion in Frankreich ein Ende setzen, und da die Leitung der Kolonie diesbezüglich strikte Weisungen erhalten hat, verliert sie in Toulouse keine Zeit, um jeder möglichen, aus dem Schloss nach ihr eingeleiteten Verfolgung zu entgehen. Lokalzug also nach Carcassonne; daselbst Besuch der Befestigungsanlagen – in Begleitung eines deutschen Offiziers: die Situation entbehrt nicht der pikanten Komik, Nachtschnellzug nach Lyon. Sie haben Glück und können alle drei einsteigen, während zahlreiche verzweifelte Reisende auf dem Bahnsteig Zurückbleiben. Ankunft in Lyon mit fünf Stunden Verspätung. Der nächste Zug, der über Annecy hätte fahren sollen, schlägt eine andere Richtung ein: explodierende Minen haben die Geleise in die Luft gesprengt. Es herrscht ein Chaos. In Annemasse ist jedoch die Ordnung wiederhergestellt, und es wird scharf kontrolliert. Gret sieht einen jungen Mann mit erhobenen Armen in Polizeibegleitung verschwinden. Nie wird sie dieses Bild vergessen.

In der Kinderkolonie Annemasse angelangt, bekommt die kleine Gesellschaft zu essen. Am Samstag nachmittag geht man den Stacheldrahtverhauen entlang, die zwischen Annemasse und Saint-Cergues die Grenze markieren. Die sachkundig angelegte Stacheldrahtkonstruktion ist doppelt geführt, die Arbeit mit schweizerischer Präzision erledigt worden, den Flüchtlingen bleibt keine Chance.

Im Kinderheim von Saint-Cergues gibt es einen herzlichen Empfang. Am Sonntag schlendern Gret, Inge und Toni wie harmlose Spaziergänger der Grenze entlang. Ein Bächlein fließt unter dem Stacheldraht durch. Toni versucht hier durchzuschlüpfen. Sie schreit: «Es geht nicht!» In diesem Augenblick erscheint auf einmal, gar nicht weit weg, ein deutscher Soldat. Er hat nichts gesehen oder nichts sehen wollen. Sie kommen mit dem Schrecken davon, aber es zittern ihnen die Beine. In der Nähe von Machilly machen sie sich erneut an die Grenze heran. Tauchen zwei französische Zöllner auf, mit ihrem Hund. Viertelstündiges, strenges Verhör und Durchsuchung

der Taschen. Die beiden Mädchen haben ihr Visum für die Schweiz zum Glück auf ihrem Körper versteckt; die Zöllner entdecken es nicht. Auch nicht Grets Schweizergeld. Vorsichtigerweise hat sie auch alles, was ein verräterischer Hinweis auf das SRK sein könnte, verschwinden lassen. Als Alibi trägt sie stattdessen ein Kroki auf sich, auf dem angeblich der Weg zu Familie Dupont eingezeichnet ist. Die Zöllner verbieten den drei jungen Mädchen nachdrücklich, irgendwo etwas über diese Begegnung verlauten zu lassen. Weshalb?

Nach dieser wiederholten Begegnung mit dem unvermittelt aus einem Gebüsch heraustretenden Teufel, kehrt das Grüppchen entmutigt und verängstigt in die Kolonie zurück. Die Anzahl gutdressierter Polizeihunde lässt ihnen ebenfalls das Blut in den Adern stocken.

Am Montagmorgen haben die drei Flüchtlinge wieder Mut gefasst. Sie wissen, dass es in Annemasse ein Kloster gibt, das sich genau auf der französisch-schweizerischen Grenze befindet. Wie einfach wäre es, durchs Haus und auf freien Boden hinaus zu gehen. Zu einfach! Die Deutschen kennen den Trick, das Kloster ist scharf überwacht.

Die Lage verschlimmert sich. Gret schickt Inge und Toni in die Kolonie zurück und macht sich allein auf die Suche nach einem möglichen Übergang.

Hartnäckig folgt sie dem doppelten Stacheldrahtverhau und verflucht die von den Schweizern geleistete Qualitätsarbeit. Der zweite Strang glänzt noch wie neu, vielleicht ist er noch nicht ganz fertig? Geringe Chance ... Gret marschiert und marschiert, lässt sich nicht entmutigen.

Überraschung! Da ist eine Stelle, an der noch zwei schrägggezogene Drähte fehlen; und ein Bächlein fließt ganz in der Nähe vorbei.

Gret eilt zu ihren Schützlingen zurück. Es ist bereits finstere Nacht, in der Kolonie glaubte man schon, sie sei verhaftet worden. Bloss Inge will ihr Glück versuchen. In der Dunkel-

heit bekommt sie es aber plötzlich mit der Angst zu tun und will zurückschrecken. Es gibt kein Zurück. Sie folgen dem kleinen Bach, werden ganz nass. Das Wasser lässt sie vor Kälte erstarren, der Durchgang ist verschwunden, kein Loch mehr zu sehen.

Da ist es! Inge schlüpft unter dem ersten Stacheldrahtverhau durch, läuft zum zweiten hinüber, zwingt sich durch die Lücke. Sie ruft: «Es ist soweit!»

Jetzt fasst Toni auch Mut und will es seinerseits versuchen. So spät nachts ist das nun aber nicht mehr möglich. Gret und Toni warten aufs Morgengrauen. Hundegebell. In panischer Angst weichen die Flüchtlinge zurück, werfen sich ins Gras. Als die Deutschen mit ihren Hunden vorbei sind, ist Toni völlig verkrampft und will nicht mehr weiter. Aber es muss sein. Endlich, endlich erreichen sie Schweizerboden. Sie sind durchnässt, ihre Kleider zerrissen.

Gret hat in diesen Tagen eine solche Angst ausgestanden, dass sie auf dem Posten von Jussy kein Wort mehr herausbringt. Als hätte man eine Saite auf einer Geige zu sehr gespannt, und sie wäre gesprungen.

Die schweizerischen Zöllner können kaum glauben, dass die drei Flüchtlinge ohne Führer über die Grenze gekommen sind.

Toni und Inge müssen in Quarantäne gehen. Diese letzte Prüfung wird Gret, da die Lager überfüllt sind, erlassen. Schöne Zeiten!

Es war ein gewagtes Unternehmen. Gret, mit ihrem sanften Eigensinn und einer gewissen Naivität, hat es geschafft. Die den Unschuldigen gütig gesinnte Vorsehung hat die drei wunderbar Geretteten offenbar beschützt.

Von den Mühen und Zwischenfällen der Reise hat man natürlich erst viel später etwas erfahren.

Eine Hochzeit

Seit letzten Herbst hat die Kolonie ein neues Gesicht. Fast alle Grossen, die nicht geflohen sind, arbeiten jetzt bei Bauern; die Mädchen sind als Haushalthilfen bei Familien aus der Gegend untergebracht. Von da aus werden sie ihr Glück versuchen.

Drei Ausnahmen: Irma⁴⁵; ungeachtet ihres Alters bleibt sie bis zum Kriegsende auf dem Schloss: blasse, unscheinbare aber tüchtige Küchenhilfe.

Kurt,⁴⁶ genannt Ontze: bis im Frühjahr 1944 werden seine lautstarken Flüche durch die Schlossgänge hallen: «Herrgott-donner! Blödian!»

Walter⁴⁷, der begabte Musiker. Einer schicksalhaften Nachlässigkeit wegen ist sein Name offenbar auf der Präfektur nicht registriert worden. Wer gibt jetzt unter den Israeliten den Ton an?

Eine Gruppe halbwüchsiger junger Mädchen. Sie sind im Schatten der Grossen unbemerkt herangewachsen, sind früher als andere reif geworden; zu früh haben sie das Unglück kennengelernt. Aber die Jugend kommt trotzdem zum Zug: sie sind lebhaft, lärmig, übersprudeln von Herzensangelegenheiten, die sie Frau Flora Schlesinger anvertrauen, der geliebten, so verständnisvollen Köchin und Freundin aus den ersten Tagen.

Zwei Schwestern: Rita, nachdenklich, und Fanny, immer zum Lachen aufgelegt. Und nochmals zwei Schwestern: Irène, sehr intelligent, und Guita: dann die höchst ironische Cilly, der man nichts mehr vormachen kann, und die grosse, schöne Frieda, die sich sehr ihrer Rechte bewusst ist; Eva, immer dienstbereit und guter Laune, Gret, die später Werner Epsteins Frau wird. Und schliesslich die Schwester von Henri dem Geiger, Marta Storosum: sie lebt in einer ganz eigenen Welt, ist geistig gestört; aber sie bringt uns zum Lachen, und wir haben sie gern.

In der jüngeren Garde stellt sich die sehr bewanderte, sehr schwatzhafte Edith auf die Fussspitzen, um den Besten in nichts nachzustehen. Ruth, die erst später zur Kolonie gestossen ist, fehlt es ebenfalls nicht an Ehrgeiz.

Unter den Knaben, die ruhiger ihrer Arbeit nachgehen, bleiben Joseph, Emils Bruder, Georg, Pierre, der Zeichner, sowie Georges und Egon.⁴⁸

Die leeren Plätze sind jetzt von kleinen Franzosen eingenommen worden, unterernährten Kindern, Sozialfällen, Opfern des Kriegs.

Emmi Ott, die neue Leiterin, die am 8. Oktober 1943 auf La Hille eingetroffen ist, hat aus Toulouse strikte Weisungen erhalten. Man ist nicht gewillt, auch nur einen einzigen heimlichen Abgang mehr zu dulden.

Von nun an wird deshalb alles hinter ihrem Rücken ausgeheckt; das schmerzt sie sehr, als sie es später erfährt. Aber es ist dies der einzig mögliche Weg.

Grets Flucht ist ein wahrer Theatercoup.

Wer wird sie bei den Mickys, den Kleinen ersetzen?

Annelise, Henris Verlobte, die am 26. November eingetroffen ist, übernimmt die Aufgabe. Für mich heisst der Wechsel nicht mehr Schule sondern Wäscheabteilung. Mit der Wäsche wird am Montag in aller Morgenfrühe begonnen, Emmi geht mit dem guten Beispiel voran, auch die Spanierinnen sind dabei, Madame Rosa Marimon, die von ihrem Gatten zärtlich geliebte – er ein stolzer, katalanischer Republikaner mit edlem Kopf, sehr intelligent und kultiviert; Madame Nadal, an die sechzig, klassisches Profil, schwarze, lebhaftige Augen, königlicher Gang; Madame Palau, eine Frau aus dem Volk, jung, kräftig, Félipes Mutter. Dieses robuste Kerlchen von zwei Jahren ist bei den grossen Mädchen der Hahn im Korb.

Die Mittleren schrubben und reiben, Arbeitshosen vor dem Bauch. Dann sind die Kleinsten an der Reihe: im Hof, im

warmen Wasser aus dem Waschkessel werden schliesslich auch sie noch abgerieben.

Die ganze Woche heisst es dann glätten, flicken, die Wäsche in den Fächern im Estrich verteilen.

An Weihnachten herrscht gedrückte Stimmung: viel Arbeit, keine richtige Weihnachtstanne, stattdessen ein unfreundlicher Ginsterbusch.

Das Feuer im Kamin des Schlafsaals wärmt die Gemüter auf. Wir singen «Jésus est né près Bethléem, ô merveille», und «Les Anges dans nos campagnes». Die Leiterin schaut würdig aus in ihrer Krankenschwestertracht und mit den brav um den Kopf herumgebundenen Zöpfen; sie spielt mit schülerinnenhaftem Eifer sanfte Melodien.

Die Gedanken wandern: man denkt an das Schicksal dieser Kinder, die niemanden mehr haben ausser uns: das ist nicht viel, verglichen mit denen, die ihre richtigen Eltern noch haben. Und wir gehen durch ihr Leben mit unseren eigenen Sorgen und werden davon anderswohin abgelenkt.

Sie haben keinen dieser Fixpunkte, zu denen man immer wieder zurückkehrt. Schicksal kleiner Juden ...

Eine neuartige Unruhe liegt in der Luft; man wartet auf das Geschehen, das über den Ausgang des Krieges entscheiden wird. Wann kommt der grosse Tag der Invasion, wann kommen sie, die Herren des Meers?

Überall spricht man flüsternd davon. Und was wird aus denen, die sich noch versteckt halten? Wird es schreckliche Vergeltungsmassnahmen geben, letzte Deportationen, ein Blutbad? Wird sich die geschlagene Armee in aller Eile noch rächen wollen, bevor sie das Feld räumt? Mischung aus Hoffnung und Furcht.

Indessen steht der Frühling vor der Tür. Er kommt früh in der Ariège. Im Februar bereits ist es mild, die Sonne scheint, das weisse Profil der Pyrenäen erscheint am Horizont, der Ginster blüht.

Das Leben drängt aus den kalten, dunklen Schlosszimmern

hinaus. Wir essen im Hof, wir flicken unter den grossen Bäumen im Park; Walter und Basti machen ihre Schreibaarbeiten auf einem grossen Holztisch draussen vor dem Schloss.

Und trotz der Bedrohung herrscht auf La Hille Feststimmung: Annelise Keller und Henri Kägi heiraten! (26. März 1944).

Die kirchliche Trauung wird in der kleinen Kapelle von Gabre abgehalten. Sehr weit vom Schloss entfernt ist sie nicht, aber es wäre gewöhnlich, wenn man zu Fuss hinginge. Einem grossen Tag gebührt eine grosse Inszenierung! Die Bauern aus der Umgebung sind mit hochrädigen, offenen, von gutgenährten Pferden gezogenen Karren vorgefahren. Frauen und Kinder steigen auf, die Männer folgen zu Fuss. Ein Umzug formt sich und verlässt in majestätischer Würde den Schlosshof.

Die Braut, blühend wie der Frühling in der Ariège, in ihrem dunkelblauen Kleid mit dem weissen Kragen, trägt einen Nelkenstrauss auf dem Arm. Henri sieht aus wie ein glücklicher Konfirmand. Ein schelmischer Wind zerzaust uns die Haare, wirbelt die Kleider hoch. Jedermann hat sich nach Kräften um Eleganz bemüht: Walter, in dunkler Kleidung, hat sich eine Fliege umgebunden. Emmi wie immer tadellos in ihrer Krankenschwesterntracht, und Sebastian trägt einen Filzhut. Madame und Monsieur Nadal bilden ein höchst würdevolles Paar, er mit seiner Baskenmütze, sie ganz in Schwarz, strenge Frisur, und die schöne Brosche am Kleid.

Die Feier ist einfach, aber sie rührt ans Herz. In diesem verlorenen Winkel Frankreichs hat das Schicksal eine Handvoll Menschen zusammengewürfelt: israelitische Kinder aus Nord- und Osteuropa, deren Eltern verschwunden sind, kleine, vom Krieg schwer in Mitleidenschaft gezogene Franzosen, katholische Spanier, die von der Revolution links liegengelassen worden sind, dazu eine Handvoll Schweizer und ein protestantischer Pfarrer.

Das Fest auf dem Schloss ist in grosser Heimlichkeit vorbereitet worden: alle Anwesenden tragen ihr Scherflein dazu bei. Die Mädchen – die Mittleren – zeichnen sich aus: sie geben

«La Farce du Cuvier» (Die Farce vorn Waschfass) in einer hervorragenden Aufführung. Dann wird getanzt. Walter spielt eine Melodie wie ein schwerer, berausgender Wein, langsam, gehaltvoll – eine hebräische Weise. Die Mädchen haben die Bettleintücher in lange, blumengeschmückte Röcke verwandelt – Papierblumen. Zu sechst bewegen sie sich im gemessenen Rhythmus der Musik.

Und zum Schluss – Kühnheit, Leichtsinn, Glaube? – spielen wir den ersten Akt der Jeanne d’Arc von Bernard Shaw. Ist es eine unbewusste Gegenüberstellung des besetzten Frankreich von 1944 und des Frankreich von damals? Fühle ich mich in meinem jungen Ehrgeiz mit der Schäferin von Domrémy ganz besonders verbunden?

Henri und Basti bringen die Anwesenden mit ihrem Beitrag zum Lachen: eine Farce, in der Mehl und Russ die Hauptrolle spielen.

So geht das Fest weiter, mit Fröhlichkeit, Tanz und schwerverdaulichem Gebäck.

Das Hochzeitsgeschenk für die jungen Eheleute – ein Fotoalbum mit den Unterschriften all derer, die noch auf dem Schloss sind – bleibt ein kostbares Dokument.

Eine letzte Flucht

Das Fest ist vorbei. Die politische Lage spitzt sich zu.

Ich habe für mich beschlossen, ohne Visum abzureisen und Frau Schlesinger und ihren Sohn Paul mit über die Grenze zu nehmen.

Ich verspüre zwar wohl Gewissensbisse, diese Kleinsten, die an uns hängen, zurückzulassen. Und auch den grossen Mädchen gegenüber ist mir, als begehe ich eine schlechte Tat, wenn ich sie verlasse, so begierig wie sie sind, alle Einzelheiten aus meinem früheren, «mondänen» Leben kennenzulernen. Ballkleider, Dauerwellen. Wenn die Tür des Gefängnisses einmal aufspringt für sie, werden sie sich mit Heiss hunger in die Genüsse des Lebens stürzen. Auch die Knaben gehören zu dieser in sich geschlossenen Welt, die man liebgewonnen hat.

Da ist vor allem Manne, Gustavs Bruder, ein Knirps von acht Jahren, mein ganz persönlicher Freund. Ein Bettnässer, störrisch wie ein Esel und wunderbar musikalisch. Jeden Morgen kommt er in mein Zimmer, damit ich ihm seine «Linie», den Scheitel, ziehe. Mit seinem Männerkopf auf einem Kinderkörper erinnert er an einen Zwerg von Velasquez. – Was wird aus ihm werden?

27. April 1944: Donnerschlag!

Keine Zeit mehr zum Träumen. Walter, der Philosoph, unser Pianist, soll auf dem Polizeiposten vorsprechen, «zwecks wichtiger Mitteilung betreffend Arbeitsdienst.» So die Order.

Panik. Eiligst ergreift Walter die Flucht, versteckt sich in Lacoste bei einem Bauern, den er bereits kennt.

Von diesem Augenblick an ist die grosse Abreise eine beschlossene Sache. Henri und Basti sind in das Geheimnis eingeweiht und bereit, ihre Rolle zu spielen.

Grosses Problem: die falsche Identitätskarte für Flora Schlesinger. Sie spricht nur Deutsch, Wienerisch, und nicht Elsässerisch, und Französisch überhaupt nicht. Seit ihr Mann deportiert worden ist, erschrickt sie ängstlich bei der leisesten Frage. Frau Schmutz ist die einzige Rettung: gütig und hilfsbereit wie immer bietet sie uns ihre eigene Karte an. Auf ihrem Hof im Tambouret werde es nie eine Kontrolle geben, davon ist sie überzeugt. Ihre Karte ist wirklich das Beste, was man sich denken kann: Schweizer Bürgerin deutscher Sprache, alles ist perfekt.

Ironie des Schicksals: kaum hat sie uns die Karte übergeben, kündigt die Polizei ihre Visite im Tambouret an. Edgar kommt in höchster Eile aufs Schloss, um das kostbare Dokument wieder abzuholen.

Später vollbringen Henri und Basti, denen diese Mischung aus Abenteuergeist und menschlicher Anteilnahme auch gefällt, ein Kunstwerk: sie wechseln das Foto aus und machen mit einem Nagel das Relief des Stempels nach. In strömendem Regen wird Walter von Herrn Lyrer und Basti bei seinem Bauern in Lacoste abgeholt; wir bringen ihn über Nacht in einem Nebengebäude unter. Am frühen Morgen begleitet Henri uns nach Pamiers.

Und da sitzen wir nun im Zug: Frau Schlesinger, Paul, Walter und ich. Erste Etappe: die Eisenbetten der Avenue Muret in Toulouse. Ich schaue Walter an: nervös, mit von schlaflosen Nächten tief eingesunkenen Augen, sitzt er auf seinem Bett- rand. Die mit seinen kostbaren Papieren vollgepackte Mappe hat er nicht mitzunehmen vergessen. Seine schmalen Künstlerhände hängen zwischen seinen Knien. Unnützlich und schön! Wann werden sie wieder ein Klavier zum Erklängen bringen? Eine heftige Anwandlung von Mitleid und Zärtlichkeit ergreift mich. Wenn bloss alles gut geht.

Frau Schlesinger, Paul und Walter machen in Montluel Zwischenhalt, während ich zunächst allein vorausfahre, um das Terrain zu sondieren.

Victoria ist nicht da. Sie kommt später erschöpft von einem gefährlichen Grenzübergang zurück: eine junge Mutter, Cecile⁴⁹ und ihr kleines Kind sind am Sonntag, 14. Mai, wohlbehalten drüben angekommen. Wir setzen das Datum für unseren Grenzübertritt auf den 17. Mai 1944 fest. Mittwoch vor Aufahrt.

Ich mache mich auf, um meine Kameraden abzuholen. Keine Kontrolle zwischen Lyon und Champagnole. Ankunft im grauen Haus, in der Küche. Victoria ist über unsere Anwesenheit überrascht, als sie nach Hause kommt. Sie ist in Begleitung: Sylvain⁵⁰, Céciles Schwager, ein von der Gestapo verfolgter Medizinstudent, der ebenfalls in die Schweiz fliehen muss. Sie hat ihn an einem vorher vereinbarten Signal erkannt: ein Halstuch, das sie in der Hand trug.

Auch Marinette ist da. Sie arbeitet immer noch als Gouvernante bei den de Vogue in Paris und will wie gewohnt in der Schweiz ihre Ferien verbringen. Eine Unschuldige unter so viel schwer Gefährdeten!

Erster Schreck! Unsere kleine Gesellschaft begibt sich ins Hôtel de Paris zum Mittagessen. Wer sind unsere Tischnachbarn? Deutsche Offiziere ... Zweiter Schreck! Wir sitzen dichtgedrängt in der Küche und trinken Tee, sind eifrig am Diskutieren. Wir haben vergessen, weshalb wir hier sind, da geht auf einmal die Tür auf: ein Mann in Uniform. Unsere Leute sind wie versteinert. Es handelt sich aber zum Glück um einen schlechten Witz: die furchteinflössende Gestalt ist bloss ein mit den Cordiers befreundeter Polizist.⁵¹ Aber mit seinen Einmeterneunzig eine eindruckliche Erscheinung!

Das alles sind Bagatellen, aber für diejenigen, die sich in Todesgefahr befinden, zählen sie. Es wird allerdings noch brenzlicher werden.

Um sechs Uhr abends ist es soweit: wir verlassen das Haus und tun so, als kennten wir uns nicht. Eine Absonderlichkeit bloss am Billettschalter: «Foncine-le Haut einfach, Foncine-le Haut...», und das acht Mal. Niemand scheint sich zu wundern.

Es ist noch Tag, als wir in Foncine ankommen. Das Gepäck, die Taschen, die kostbare Mappe werden auf die beiden Fahrräder von Victoria und Madeleine geladen oder angehängt. Abenddämmerung. Die kleine Schar bricht auf.

Wir durchqueren den Mont-Noir. Frange-à-l'Olive, Rochedu-Palais, Combe-David – all diese Namen sind unseren beiden Führerinnen vertraut.

Sie schreiten sicher voran: man fühlt sich geborgen. Der Weg führt durch Wiesen, dann in den Wald hinein. Es wird dunkler. Plötzlich eine Lichtung mitten in den Tannen. Das Gras glänzt im Mondlicht, da steht eine kleine Kapelle.

Wir treten näher. Unsere Führerinnen knien nieder und beten. Wir stehen andächtig schweigend da: ein Engel hat uns mit seinem Flügel gestreift. Innerlich zutiefst verbunden, bitten wir für unser Unternehmen inständig um gutes Gelingen. Hell klingen die Münzen in der Nacht, die der Heiligen Jungfrau hinter dem Gitter zu Füßen rollen.

Wir setzen unseren Weg fort. Der Marsch durch den Mont-Noir zieht sich hin. Madeleine und Victoria tun sich mit den beiden überladenen Fahrrädern schwer. Wir folgen hintennach. Die Müdigkeit macht sich bemerkbar, auch die Angst. Ich reiche Frau Schlesinger den Arm; bei jedem Ast, der sich bewegt, jedem Tännchen, dessen Silhouette sich im nächtlichen Dunst auf uns zuzubewegen scheint, fährt sie zusammen, klammert sich an mich: «Ein Deutscher!»

In La Norbière, als wir aus dem Wald hinaustreten, der uns schliesslich warm und schützend erschienen war, erstrecken sich baumlose, offene Wiesen vor uns. Hier können wir leicht entdeckt werden. Wir verstecken die Fahrräder, jeder muss jetzt sein Gepäck selber tragen, es ist kein Laut mehr erlaubt. Die Trockenmauern sind gefährlich, Victoria und Madeleine kennen sie. Sie warten auf die Nachzügler und tasten vor dem Hinüberklettern nach den Eisendrähten, um sie niederzudrücken, ohne dass es knirscht, und um die Steine auf ihre Festig-

keit zu prüfen. Keiner darf in der nächtlichen Stille ins Rollen kommen.

Auf der Höhe der Felder von Magnin angelangt, geht Madeleine voraus, überquert geduckt die Strasse und betritt das Sperrgebiet. Dann läuft sie querfeldein dem Familienhaus entgegen.

Wir folgen in einiger Entfernung, horchen mit allen Sinnen gespannt in die Nacht hinein, bereit, beim kleinsten Laut zu reagieren.

Unsere Führerinnen sind noch angespannter als wir. Sie wissen, was geschehen kann. Wird uns der Ruf «Halt, wer da!» das Blut in den Adern gerinnen lassen? Hat uns der Wolfshund gewittert? Werden unsere Schritte im raschelnden, rauhrefstarren Gras uns verraten?

Endlich unter dem Risoud! Das liebe alte Haus nimmt uns auf. Die hintere Tür, die immer offensteht, schliesst sich hinter den erschöpften Wanderern. Kontrast: wie immer erscheint der Empfang nach der Anstrengung, nach all den ausgestandenen Ängsten, der nächtlichen Dunkelheit, geradezu prunkvoll. Licht, Wärme, ein gutes Feuer im Herd, grosse Schalen Milchkaffee.

Schlaf, aber nicht lange.

Der Gy erwartet uns. Wie wird Frau Schlesinger das überstehen? Der Weg ist steil, schmal, man stösst mit dem Fuss an dicke Wurzeln, Steine drohen sich zu lösen. Die Angst verdoppelt unsere Kraft. Zum Glück ist der Aufstieg kurz. Endlich, endlich die Grenze, die Freiheit!

Unsere Führerinnen begleiten uns bis zum Hôtel d'Italie.

Victoria hat ihrer Mutter versprochen, sie werde die Morgenmesse nicht versäumen und beeilt sich deshalb, wieder hinunterzukommen. Madeleine indessen bleibt noch bei den ermatteten Wanderern. Sie legen sich auf den ärmlichen Holzfällerlagern mit den abgenutzten Decken schlafen.

Mich hingegen beflügelt ein Siegesgefühl. Leichten Schrittes nehme ich die Serpentina unter die Füsse, eile meinem El-

ternhaus entgegen! Alles ist heiter, der Himmel, mein Schritt! Plötzlich durchzuckt mich ein Gedanke. «Wenn mich ein Zöllner anhielte? Ich trage keinen Pass auf mir, und in meiner Tasche sind bloss französische Francs.» Womit unzweideutig klar wird, woher ich komme. Ich verstecke das Geld unter einem Stein. Dabei finde ich mich sehr pfiffig.

Zuhause Wiedersehensfreude. Mein Vater bricht unverzüglich auf zum Hôtel d'Italie. Er kommt mit leeren Händen zurück: es war niemand mehr da. Meine Schützlinge, die ich wie meine Augäpfel gehütet habe, verschwunden!

Warum? Wie?

Von der Müdigkeit übermannt, in Gedanken aber von den überstandenen Strapazen noch gequält und von Alpträumen heimgesucht, schlafen die Wanderer auf ihren Lagern einen unruhigen Schlaf.

Da tritt ein Uniformierter zur Tür herein: «Ein Deutscher!» Frau Schlesinger erzittert, die andern reissen zu Tode erschrocken die Augen auf ... Es ist kein Deutscher, auch kein Zöllner, sondern ein Angehöriger der waadtländischen Polizei, Monsieur Goy aus Le Brassus. Er pflückt die armen Flüchtlinge in ihrem Nest. Stolz auf seine Beute setzt er eine gestrenge Miene auf. Er will Madeleine in die Schweiz mitnehmen und die andern sollen über die Grenze wieder zurück. Vorschrift ist Vorschrift.

Madeleine plädiert mutig und wortgewandt: «Ich soll mit Ihnen in die Schweiz hinunter? Ausgeschlossen. Man wartet zuhause auf mich. Nein, nein! – Und diese armen Menschen, die aus der hintersten Ariège herkommen, die sich in Gefahr befinden und die halbtot sind vor Erschöpfung, diese Menschen, die auf Sie zählen, können Sie nun wirklich nicht zurückschicken. Das ist zu grausam!»

Der Polizist kommt mit seiner Entschlossenheit bald einmal ins Wanken. «Gut, Sie gehen nach Frankreich zurück, die anderen nehme ich mit nach Le Brassus. Aber aufgepasst! Dass

sie keinem Menschen sagen, ich habe sie so nahe an der Grenze gefasst!»

Weshalb diese Vorsicht? Als Gegenleistung für sein mildes Entgegenkommen lässt er sich das Versprechen abgeben, man werde ihm – durch Vermittlung der Generalin Melliès⁵² Informationen über die Lage in Frankreich zukommen lassen.

Damit wird die Doppelfunktion der Schweizergrenze zur Zeit des Kriegs berührt: Filtrieren der Flüchtlinge und Nachrichtendienst,

«Mir nach!» sagt der Polizist. Die kleine, erschreckte und verdutzte Schar gehorcht. Marinette mit ihrem Schweizerpass kann zu ihrer Familie Weiterreisen.

Am gleichen Tag noch höre ich, dass meine Leute in Le Brassus sind. Von da werden sie in ein Flüchtlingslager gebracht. Aber erst viel später werde ich erfahren, wie haarscharf wir dem Abgrund entronnen sind. Hauptsache, sie sind gerettet ...

Enttäuschung indessen: es wurmt mich. Ich hätte mein Unternehmen zu einem guten Ende führen wollen, die drei Geretteten bei uns empfangen, sie verwöhnen, selber mit ihnen zu Pfarrer Vogt fahren. Auch er freilich hätte sie bei der Polizei anmelden müssen, dem Aufenthalt in einem Lager wären sie, vor der endgültigen Freilassung, nicht entgangen.

Wie gut hätte ihnen aber ein Hauch von Freiheit, von richtiger Freiheit getan!

Und das Pikante an der Geschichte: der Polizist hatte mich beobachtet, als ich mein Geld unter dem Stein versteckte. Ganz nah war er hinter einem Baumstamm gestanden und hatte das Ganze mühelos mit dem bereits suspekten Hôtel d'Italie in Verbindung gebracht.

Auf dem Polizeiposten von Le Brassus erstattete man mir dann meine Barschaft zurück. Nie ist mein Geld in besserem Gewahrsam gewesen.

Das alles hat sich am 18. und 19. Mai 1944 abgespielt.

Am 6. Juni Landung der Alliierten in der Normandie.

Nachwort

Vierzig Jahre lang habe ich die Erinnerung an diese beiden in Frankreich verbrachten Jahre (1942-44) mit mir herumgetragen. Sie haben mehr gezählt als andere, denn es war eine Zeit grosser Intensität: unsägliche Grausamkeit, stillschweigender Mut, Lebensfreude trotz allem.

Ich weiss, dass man nicht aus seiner Haut schlüpfen kann. Jedem erscheinen die Dinge in seinem persönlichen Licht. Ich bedaure die Lücken, die Ungenauigkeiten, die sich unweigerlich in meinen Bericht eingeschlichen haben.

Mit Zittern und Respekt habe ich diese Zeit wiederaufleben lassen.

Vierzig Jahre später! Kümmerliches menschliches Gedächtnis, an sich schon wenig verlässlich – es bleiben bloss Bilder mit feinziselierten Umrisen klar darin sichtbar, aber die Namen, genaue Daten? Wo sie wiederfinden?

Erste Stütze: die Briefe, die ich während dieser Zeit an meine Eltern schrieb, mit den violetten Strichen der Zensur darin und dem verschleierte Inhalt.

Zweite Stütze: die – unvollständige – behördliche Liste der israelitischen Kinder von La Hille, die mir von der damaligen Leiterin anvertraut worden ist.

Bei Weitem ungenügend indessen, je mehr Bruchstücke von Ereignissen zum Vorschein kommen, desto gründlicher muss man ihnen nachgehen und systematisch gewisse Verbindungen wieder anknüpfen, um der Sache auf die Spur zu kommen ... und staunend begreift man vieles, was damals, aus der Perspektive einer in sich geschlossenen Welt, im Dunkel, und unverständlich geblieben war.

Ich nahm auch Verbindungen mit den drei Leiterinnen auf;

Rösli Näf, die das Lager von Vernet erlebt hat und am 6. Mai 1943 in die Schweiz zurückkehrte;

Margrit Tännler, Leiterin vom 6. Mai 1943 bis im Herbst des gleichen Jahres;

Emmi Ott, Leiterin vom Oktober 1943 bis zu meinem Weggang.

Rösli Näf hat mir sehr präzise und noch ganz ergriffen geschildert, was im Lager von Le Vernet geschehen ist. Von Emmi Ott erhielt ich den Rapport über das Lager von Gurs und den Bericht Werner Epsteins.

Die Verbindung zu den anderen Schweizer Gefährten aus dieser Zeit ist nie ganz abgebrochen: ich habe sie alle vor ein paar Monaten wiedergesehen.

Von den Grossen auf La Hille hatten einige auch Tagebuch geführt: Ereignisse aus dem Alltag, dramatische Augenblicke ihrer Flucht. Der Zufall wollte es, dass ich eines von ihnen zu lesen bekam (Edith Goldapper); dadurch haben sich weitere Einzelheiten erhellt.

Was die offizielle Seite der Ereignisse betrifft, so habe ich in Bern in gewisse damalige Rapporte des Kinderhilfswerks des Schweizerischen Roten Kreuzes, sowie auch in die Korrespondenz zwischen Oberst Remund und Minister Walter Stucky in Vichy, Einblick nehmen können. Erst 1981 indessen habe ich aus der Schilderung von Madeleine Cordier erfahren, wie nah wir mit unserem letzten Grenzübergang an einer Katastrophe vorbeigegangen sind.

Hätten wir alles gewusst, hätten wir wohl so viel gewagt?

Anhang I

Mein Weg und meine Erlebnisse im K. Z. Birkenau und Jaworznow

Ich war ein israelitischer Emigrant und lebte glücklich in einer Kolonie des Schweiz. Roten Kreuzes in Südfrankreich, im Chateau de La Hille. Mit einem Male wurde die Situation für uns kritisch. Die Polizei verhaftete alle jüdischen Familien in ihren Wohnungen, internierte sie in verschiedenen Lagern. Später wurden sie über das Transitlager «Drancy», bei Paris, weggeschickt. - Wohin? - Kein Mensch wusste es. Einigen meiner Kameraden gelang es, in die Schweiz zu flüchten, andere konnten nach Spanien entweichen.

Am 10. Juni 1943 entschloss ich mich, mit drei Kameraden nach Spanien zu entweichen, um in die französische Armee «de Gaulle» einzutreten. Um 12 Uhr nachts gingen wir von MERCUS, einer kleinen Stadt in den Pyrenäen, der spanischen Grenze entgegen. Der Führer, der uns den Weg zeigen sollte, war ein Spanier, der aber, wie es sich später herausstellte, mit den Deutschen zusammenarbeitete. Wir wurden deshalb auch von den deutschen Grenzposten erwartet und von der Gestapo ausgefragt. Nach einem dreistündigen Kreuzverhör waren sie genau so klug wie zuvor. Wir erzählten, dass wir belgische Juden seien, dass wir in Frankreich nicht angemeldet waren und uns schwarz bis zur Grenze durchgeschlagen hatten. Alles Ausfragen der Gestapo war vergebens. Nie erfuhren sie, dass wir einer Kinderkolonie des Schweiz. Roten Kreuzes angehörten. –

Hier beginnt der zweite Abschnitt meines Berichtes. Zuerst drei Wochen Militärgefängnis in Toulouse, mit Schreibverbot und mit wenig Essen. Ich beginne zu verstehen, dass es nun heisst die Zähne zusammenzubeissen. Doch hatte ich noch Glück im Unglück: mit weiteren 500 jungen Kameraden wurde ich ausgesucht, um im Lager zu arbeiten. Das ging folgendermassen vor sich: Kaum ins Lager eingetreten, wurden wir schon mit Stockschlägen und Fusstritten empfangen. Ich wusste nicht, dass man kein Recht hatte, sich zu verteidigen, denn die Leute, die uns das Leben zur Hölle machten, waren Häftlinge wie wir. Capo wurden sie genannt. Ich sah mich einem Capo gegenüber, der vielleicht 17 Jahre alt war und mich mit einer tierischen Freude bearbeitete. Als mir die Angelegenheit zu bunt wurde, schlug ich diesen Capo kurzerhand zu Boden. Als Strafe bekam ich 25 Schläge mit dem Gummiknüppel. –

Nach drei Wochen geht es weiter, mit Handschellen angekettet, nach Paris-Drancy, wo wir ebenfalls drei Wochen blieben. Dann geht es weiter nach «Pitschi-Pène», ins unbekannte Land. Kein Mensch weiss wo wir hinkommen. 60 Menschen wurden in einen Viehwagen gesteckt und fort ging es – nach Polen. Die Stimmung im Zug ist unnatürlich. Wir wissen, es geht in den Tod. Und trotzdem wird gelacht und gesungen. Wir wollen nicht zeigen, dass wir Angst haben, wir gehen lachend in den Tod. Wir verachten Euch ja, Ihr seid keine Menschen, nein, gemeine Verbrecher, Menschen, die sich nicht scheuen. Tag für Tag tausende von Menschen zu vergasen, um sie dann später ins Krematorium zu stecken. Junge Mütter mit ihren Säuglingen, alte Leute, Blinde, Invalide, alle ohne Erbarmen in den Ofen.

Im Lager angekommen, werden wir wieder mit Stockschlägen und Fusstritten empfangen und müssen uns nackt ausziehen. In einem Raum werden wir alle kahlgeschoren. Überall wo wir Haare hatten, wurden wir rasiert und daraufhin eingesalbt. Nach dieser Zeremonie waren wir reif, in das Lager einzutreten. – Eine Stunde später wurden wir tätowiert, und nun waren wir Sträflinge, die nur nach Nummern aufgerufen wurden. Meine Nummer sieht folgendermassen aus: 130581.

Eine Woche lang blieben wir ohne Arbeit, wir wurden geimpft. Das Impfen ging sehr schnell, denn alle 500 Sträflinge wurden mit der gleichen Nadel geimpft. Nach dieser Woche geht es zum erstenmal zur Arbeit. Appell 4 Uhr früh. Von vier bis sieben Uhr wird strammgestanden. Um 7 Uhr wird ausgetückt zur Arbeit, ohne Fussbekleidung. Die Arbeit selber ist körperlich nicht zu schwer, aber ununterbrochen heisst es laufen, laufen und laufen. Man lässt uns keine Ruhe. Angetrieben von den Capos laufen wir ohne Kraft und beissen die Zähne zusammen, wir müssen das überleben, die Welt muss wissen und von Augenzeugen hören, zu was Deutsche fähig sind. – Um 12 Uhr wird eine halbe Stunde Pause eingeschoben. Suppe wird verteilt. Eine Schüssel für 5 Mann, ohne iJiffel. Man zwingt uns, wie Tiere, die Suppe aus der Schüssel auszulocken. Kaum «gefressen», geht es weiter. «Bewegung, Bewegung», noch heute höre ich den Ruf der Capos in meinen Ohren und fühle ihre Peitschenhiebe. Bis sieben Uhr abends wird ununterbrochen gearbeitet, immer im gleichen Tempo, ohne Erbarmen. Es geht nach «Hause», im Gleichschritt marschieren wir ins Lager, begleitet von der schönsten Militärmusik, die von Sträflingen gespielt wird. Auf unseren Armen tragen wir jeden Abend 5-6 Tote ins Lager, im Gleichschritt, begleitet von der schönsten Musik ... Unsere Reihen haben sich gelichtet, von 500 kräftigen jungen Menschen bleiben nach einer Woche noch 420. – Meine Kameraden, die wie ich in der Landwirtschaft gearbeitet hatten, halten sich sehr gut. Wir stehen zusammen, wir geben uns gegenseitig Mut und lassen uns die Hoffnung nicht nehmen. Zwei Wochen später werden wir untersucht von einer deutschen Kommission und dann in die Kohlengruben von «Javorznow», 50 km vor Krakau, geschickt. Wir mussten in Gruben arbeiten, die alt und schon geschlossen waren, da unten in 200 m Tiefe, alles unter Wasser lag und die Stollen ständig zusammenbrachen. Diese Gruben wurden extra für uns geöffnet, um uns dort langsam zugrunde zu richten. – Unsere Arbeit bestand darin, die Kohle, die abgesprengt wurde, auf «Rutschen» (Stahlbänder, die die Kohlen weiterfördern) zu laden. Wir mussten diese Arbeit in gebückter Stellung im Wasser, in einfacher Sträflingskleidung, neun Stunden täglich ohne Unterbruch und ohne Nahrung leisten. Die Nahrung bei der Arbeit waren die Stockhiebe und Fusstritte, die wir von den Aufsehern (Steigern) erhielten. Für diese Herren konnten wir nie schnell genug arbeiten. – Nach der Arbeit torkelten wir zum Förderkorb, abgearbeitet, ausgehungert. Keiner spricht ein Wort. Wir wissen, dass uns oben die SS erwartet und uns wie immer mit Fusstritten empfängt. Selbstverständlich müssen wir unsere Mützen vor den Herren abziehen, – wir sind doch Sträflinge. Nach sieben Monaten Grubenarbeit wird mein lieber Kamerad, Kurt Moser, ein Junge der mit 22 Jahren noch den Charakter eines Kindes hatte, krank. Er bekommt Durchfall – eine der gefährlichsten Krankheiten bei uns im Lager. Und ich finde ihn in einem unglaublichen Zustand, nur Haut und Knochen, 23 Kilo war noch sein Gewicht. Als ich ihn sah, weinte ich zum erstenmale wie ein kleines Kind. Kurt selber war tapfer, und ich will sogar sagen, ein Held. Seine letz-

ten Worte waren: «Werner, ich glaube, Du wirst durchhalten. Du bist der einzige, der seinen Humor nicht verloren hat. Sage meiner lieben Schwester, dass ich bis zum letzten Moment an sic und Ilse W. dachte. Ich gehe lachend in den Tod, und wenn ich eine Mundharmonika hier hätte, würde ich vor dem Krematorium «Jetschkenhabs spielen. Glaube mir, es ist mir alles egal, ich kann mich nicht mehr auf den Beinen halten, und alles, was ich esse, wird zu Blut. Meine Mutter soll nie erfahren, wie ich gestorben bin.» Mein guter Kamerad, Kurt Moser, der mit mir in der gleichen Schweizer Kinderkolonie war, Gott habe Dich selig, mein ganzes Leben lang werde ich an Dich denken.

Es bleibt mir nur noch ein Kamerad, Charles BI. Er ist schon ziemlich abgemagert und moralisch vollkommen fertig. Er bekommt eine Ohrenkrankheit und fährt mit einem Transport nach «Auschwitz». Nie mehr habe ich eine Nachricht von ihm gehört.

Ich bin der letzte der Kolonie La Hille, der sich noch hält. Ich habe eine unheimliche Energie, ich »ill leben und vill durchhalten. Ich habe erfahren, dass mein Vater, meine Mutter und meine drei Schwestern verbrannt wurden und bin nun der letzte meiner Familie – ich muss leben.

Dn/mbtr 1944. Ich wiege noch 40 Kilo, genau die Hälfte dessen was ich wog, als ich ins Lager kam. Ich merke und fühle, wenn es noch lange dauert, dann muss ich auch daran glauben.

Januar 1945. Ich habe Mittagsschicht, das heisst, dass ich arbeite von 15-24 Uhr. Um 24 Uhr sollte die Nachtschicht kommen, um uns abzulösen. Es wird ein Uhr, zwei Uhr, kein Mensch kommt. Irgendetwas stimmt nicht. Um drei Uhr, endlich, kommt die Nachtschicht und erzählt uns, dass die Russen im Anmarsch sind und dass die Stadt Jaworznow von ihnen bombardiert wurde. Unter anderem wurde auch unser K. L. – ausgerechnet die Küche – getroffen. Keiner sprach ein Wort. – Wir wissen, die SS ist zu allem fähig. Am 12. oder 15. Januar kam der Befehl, das Lager zu evakuieren, und jetzt beginnt der dramatischste und schrecklichste Abschnitt im K.L. Jaworznow.

Der Lauf um das Leben. Viertausendfünfhundert Menschen treten an, um 350 km zu Fuss zurückzulegen. Menschen, die ausgepumpt, ausgehungert, viele ohne Fussbekleidung, viele alt und krank sind. So etwas hat die Welt noch nie gesehen. Ein normaler Mensch kann es sich gar nicht vorstellen. Es geht los, im hohen Schnee. Der eisige Polarwind pfeift uns durch unsere dünnen, zerrissenen Sträflingskleider, keine Nahrung, kein Wasser. Ununterbrochen werden wir angetrieben von den SS. Jede Sekunde hören wir einen Schuss oder ein Maschinengewehr, das ununterbrochen schießt. Nach 24 Stunden Marsch ohne Pause, sind von 4'500 vielleicht noch 3'000 am Leben. – Die SS haben Angst vor den Russen. Sie drängen uns, treiben uns an, schiessen in die Menschenhaufen, die mit der letzten Kraft und Energie um ihr bisschen Leben laufen. Nach 36 Stunden Marsch wird es einfach unerträglich. Eines habe ich begriffen: ich muss in der Mitte laufen, wer an der Seite läuft, wird sofort erschossen. Es ist einfach unglaublich, in jeder Ecke lauert der Tod. Ich nehme Schnee und schmeisse ihn mir ins Gesicht, um mich munter zu halten. Was ist das? Ich merke, dass ich eingeschlafen bin. Um Gotteswillen, nur das nicht, das bedeutet den Tod. – Immer begleitet von dem Maschinengewehr, jagen wir vorwärts. Die Angst treibt uns vorwärts. Wir fühlen, es geht zu Ende, und jetzt zu sterben, jetzt, nachdem man fast zwei Jahre lang aus-

gehalten hat ...? Endlich halten wir vor einer Scheune, die gross genug gewesen wäre, um etwa 600 Menschen aufzunehmen. In diese Scheune stiess man 3'000 gewesene Menschen, jetzt wilde Tiere, ausgehungerte Bestien, total übermüdet. Was sich in der Scheune abgespielt hat, kann ich nicht weitergeben, es war ein gegenseitiges Morden.

Ich selber habe ein bisschen schlafen können, da ich mich mit einem Strick auf einem Balken festband und so ungestört schlief, wenn man dem schlafen sagen kann. Am nächsten Morgen geht es weiter. Es bleiben noch 2'500 Menschen am Leben. Wir nahmen Richtung Breslau – ich glaube, wir hatten noch 200 km zu machen. Ich merkte, dass etwas nicht stimmte. Ich höre von Weitem Maschinengewehrfeuer. Die SS schiesst ununterbrochen in unsere Reihen hinein. Wir haben eine andere Richtung eingeschlagen. Gegen 10 Uhr morgens kommen wir halbtot, müde, entmutigt von dem, was wir erlebt haben, im K. L. Blechhammer, an. Von 4'500 Kameraden bleiben uns noch 1'600. Und jetzt das Ende, das Schlimmste von allem ...

Die SS steckte 3-400 Menschen in eine Holzbaracke und zündete dieselbe an. Vor der Baracke stand ein SS-Mann mit seinem Maschinengewehr und schoss jeden nieder, der aus der Baracke herauskam. Entweder verbrennen, oder sich erschiessen lassen, das waren die zwei Möglichkeiten. Ich blieb durch einen Zufall am Leben. Bevor der SS Mann sich vor die Baracke stellte, gelang es mir mit zwei russischen Kameraden, ins Closett zu springen, und so standen wir sieben Stunden lang im «Dreck» bis an den Hals, bis wir von den Russen befreit wurden. –

Die Russen waren zu uns Sträflingen sehr anständig. Wir bekamen zu essen, das Beste vom Besten, Zigaretten, Wein, Wodka. Wir haben uns nicht zu beklagen. Ich war drei Monate in Polen, und drei Wochen in Russland, im «Starakonstantinow», 300 km von Odessa, 150 km von Kiew entfernt. Ich bin dann über Lemberg-Brest-Litowsk, Warschau, Berlin, Mägden bürg-Braun schweig per Flugzeug nach Paris geflogen. Und jetzt bin ich in Escosse. –

Dieser Bericht ist meinen Schweizerfreunden gewidmet, einem Volk, das mir in der Zeit, in der es mir schlecht ging, ein Heim und Nahrung gab in Südfrankreich. Ich möchte dafür Herrn und Frau Dubois danken, auch meiner Directrice, Fräulein Rosa Näf und Fräulein Tännler.

Vielleicht interessiert Sie dieser Bericht und vielleicht veröffentlichen Sie ihn, damit die Schweizer erfahren, was Menschen unschuldig aushalten und erleiden mussten.

Ein überlebender Sträfling 130581
Werner Epstein.

Anhang II

Die sechs folgenden Berichte entstanden 40 Jahre später. Ehemalige Kinder von La Hille schrieben sie anlässlich eines Treffens in Israel auf.

Lixie Grabkowicz-Kowler
19 Stockbridge Road
Lenox, Massachusetts 01240, U.S.A.

Es ist nicht leicht, so eine Zusammenfassung von fast 43 Jahren auf eine Seite zu bringen, aber versuchen kann man's immer.

Ruth Schuetz und ich wurden in derselben Nacht aufgeweckt. An das Datum erinnere ich mich nicht mehr, aber ich glaube, dass es im Januar 1943 war. Ruth und ich wanderten über den Berg nach Foix, wo wir einen Zug nach Toulouse nahmen. In Toulouse angekommen, konnten wir keine Verbindung bekommen. Wir gingen die Strassen auf und ab und hatten Angst. Angst vor den vielen deutschen Soldaten, die auch die Strassen auf und ab gingen, allerdings aus anderen Gründen als wir. Nachmittags versteckten wir uns in einem Kino, aber auch dort fühlten wir uns nicht sicher, wo man hinsah, deutsche Soldaten. Eine Nacht verbrachten wir in einem Haustor, das noch offen war, nachdem um 10 Uhr abends das curfew begann.

An demselben Abend bekamen wir doch noch einen Zug, vollgestopft, mit Menschen, und so fuhren wir, die ganze Nacht stehend, nach Lyon.

Dort angelangt, in einer unbekannten Stadt, hatten wir nur ein Ziel: Rue Lanterne, wo wir uns bei einem Pfarrer, Abbé Glassberg, melden sollten. Er war nicht da, und seine Haushälterin schickte uns zu einem jüdischen Komitee, das uns behilflich sein sollte. Als wir die Stiege hinauf gingen, war da oben viel los, eine Raffle, wir hatten Glück. Niemand bemerkte uns.

Von diesem Abend an erinnere ich mich nur an verschiedene Episoden, aber nicht der Reihe nach. Da war ein Kloster in Lyon (St. Just), ein grosses Haus in Annecy, mit vielen Menschen drinnen, und dann wieder ein Kloster, irgendwo einsam und abgelegen im Gebirge, ganz nahe an der Schweizer Grenze. Dort trafen wir auch noch einige andere aus La Hille.

Zu dieser Zeit war die Grenze schon gesperrt, und wir konnten nicht weiter.

Wie und wann Ruth und ich nach Grenoble gelangten, weiss ich nicht mehr. Jedenfalls ein anderes Kloster, Notre Dame de Sion. Durch diese Verbindung kam ich in die Familie Fortrat, wo ich anderthalb Jahre unter falschem Namen gelebt habe. Ruth kam in eine andere Familie, wo sie aber nicht lange blieb. Wir blieben in Verbindung. Meine Familie warnte mich, mit niemandem zu reden und nahm mich auch mit in die Kirche. Nur musste ich in der Küche essen, und durfte nicht in der Badewanne baden. An solche Sachen erinnert man sich!

Am Tage, wo die Amerikaner die Gegend befreiten, schickte meine Familie mich wieder weg, und über Umwege gelangte ich wieder nach Lyon. Wieder zurück zum jü-

dischen Komitee. Auch Frieda Steinberg war in Lyon. Mit ihr war ich in Verbindung, auch während ich in Grenoble war. Wieder zurück nach Isère. Der Sohn der Familie, die mich angenommen hatte, verschaffte mir eine Stelle in Villard de Lans, ein Ort im Vercors, wo viele Kinder beherbergt waren, deren Eltern von den Nazis erschossen wurden. Ein Jahr in Villard de Lans, dann wieder zurück nach Lyon. Dort fand ich eine Anstellung als Kinderfräulein, gleichzeitig besuchte ich einen OFT-Kurs für Zahntechnik. Dort lernte ich meinen Mann kennen, und wir heirateten im Jahre 1947. Max arbeitete für den Hechaluz in Marseille, wo auch unserer älterer Sohn im Mai 1948 geboren wurde. Ende 1951 emigrierten wir nach den U.S.A.

Jahrelang war ich zu Hause und versorgte die Familie.

Die Söhne sind inzwischen erwachsen. Daniel ist Architekt und Peter ist Graphiker und Fotograf. Beide waren schon verheiratet und sind wieder geschieden. Der Ältere heiratete sofort wieder, und zwar eine geschiedene Frau, die fünf Kinder mit in die Ehe brachte.

Mein Mann war nicht zufrieden in New York, und so kauften wir dieses kleine Hotel hier in Lenox. Die Umgebung ist schön, und im Sommer haben wir viel Betrieb hier. Tanglewood, ein sehr bekanntes Musik-Festival, ist hier in Lenox.

Im Winter ist hier nichts los, deswegen habe ich mich endlich entschlossen zu studieren. Auf meine alten Tage werde ich noch gescheit! Aber um richtig selbständig zu werden, ist es schon zu spät.

Ich hoffe, bald aus dem Hotelleben heraus zu kommen. Es ist viel zu anstrengend, und deswegen macht es mir wenig Freude. Ich bin immer müde.

Mit den lieben Gästen habe ich wenig zu tun, mein Leben im Sommer dreht sich um das augiebiges Frühstück, das wir servieren ...

Auf eines freue ich mich aber, und das ist die bevorstehende Zusammenkunft!

A. E. Nussbaum

8050 Watkins Drive

CLAYTON Mo. 63105, U.S.A.

Im August 1942 kam ich mit den anderen grossen Jungens und Mädchen aus dem Lager Vernet nach La Hille zurück. – Anfangs 1943 versuchte ich, mit Werner Epstein und Kurt Moser nach Spanien zu flüchten. Ich traute dem Führer, der uns über die Grenze bringen sollte, nicht, und kehrte wieder nach La Hille zurück.

Später dachte ich an eine Flucht in die Schweiz. Ich war bis Grenoble und Lyon gekommen. Als ich jedoch erfuhr, dass man an der Schweizer Grenze alle illegalen Flüchtlinge zurückwies, machte ich wiederum kehrt nach Chateau de La Hille. In Lyon war ich in Kontakt gekommen mit lauten der Untergrundbewegung, die mir falsche Identitätspapiere ausgestellt hatten. Später wurde ich zu zwei Wochen Gefängnis bestraft, weil ich meinen Wohnort ohne Erlaubnis verlassen hatte. Die Strafe wurde jedoch nicht vollzogen.

Im Oktober 1943 gelang mir endlich vom Jura her der illegale Grenzübertritt in die Schweiz, mit Hilfe von Annemarie Piguet.

Nach einer gewissen Zeit in Arbeitslagern, konnte ich dann in Zürich das Juventus-Institut besuchen. Ich bestand die Aufnahmeprüfung an der Universität Bern und begann, Mathematik zu studieren.

Im Februar 1947 emigrierte ich nach den U.S.A und begann bald mein Studium an der Columbia University in New York. Nachdem ich mein Ph. D. in Mathematik erhalten hatte, arbeitete ich anschliessend am «Institut for Advanced Study» in Princeton. –

1958 folgte ich einem Ruf und trat der Fakultät für Mathematik an der Washington University in St. Louis bei, wo ich schon viele Jahre Professor der Mathematik bin.

Im Jahre 1957 heiratete ich meine Frau Anne. Wir haben einen Sohn von 26 Jahren und eine Tochter von 24 Jahren.

Peter Salz

Kibbuz Lehavoth Habashan

Israel

Am 22.12.42 verliessen Margot, Regina, Jacques Roth und ich La Hille. Ein wenig zu Fuss, ein wenig mit Autostop, erreichten wir Foix. Dort stiegen wir in den Zug, (FrI. Näf hatte uns mit Geld ausgestattet), fuhren nach Toulouse, Lyon, Annemassc, und zum Schluss mit Autobus nach St. Cergues, Kinderheim des Secours Suisse. Dort empfing uns, von FrI. Näf benachrichtigt, Annemarie Piguet. Sie war der «Verbindungsmann» mit einem 17jährigen französischen Pfadfinder, der uns am nächsten Tage zur Grenze führte und uns letzte Erklärungen gab. Nach einigem Umherirren und anderen Abenteuern, erreichten wir den Stacheldraht, kletterten hinüber und waren in der Schweiz.

Untergehakt und singend wurden wir auf einem Waldweg von der Schweizerischen Polizei gefasst, und kamen ins Internierungslager. Wie vorher abgemacht, lügten wir und sagten, wir seien unter 16 Jahre alt, und so wurden wir nicht zurückgeschickt. (Wir hatten keinerlei Ausweise auf uns).

Nach Aufenthalt in Lagern in Genf und Lausanne, bekam ich in Lausanne die Windpocken, wurde ins Krankenhaus geschickt, und von dort, durch Bernühung meiner «Paten» aus La Hille, wurde ich befreit und wohnte während zwei Jahren bei diesen «Paten» in Zürich. Ich ging auf eine Maturitätsvorbereitungsschule, machte im Frühling 1945 das Examen, und siedelte dann allein nach Genf über.

Dort hat mir am Anfang Leo Levin geholfen, ich bekam finanzielle Unterstützung von der «Flüchtlingshilfe» und studierte ein Jahr Mathematik an der Genfer Universität.

1946 schloss ich mich dem Hachomer Bazair in Genf an, beschloss in Israel zu leben, verliess die Universität, und ging auf Hachshara, um Landwirtschaft zu lernen.

Auf der Hachshara lernte ich meine Frau, Marion (heute Michal), kennen.

Im April 1948, mit der Mobilisierung Freiwilliger für Israel, verliessen wir (auf illegalem, aber ziemlich ungefährlichem Wege) die Schweiz, kamen in ein Armeelager in der Nähe von Marseille, und Mitte Mai erreichten wir auf französischem Schiff Israel.

Ich war eineinhalb Jahre in der Armee, beteiligte mich an Kämpfen um den Weg nach Jerusalem, später im Negev. 1949, nach der Entmobilisierung, ging ich in den Kibbuz Lchavoth Habashan, wo Marion und andere junge Leute aus der Schweiz Fuss gefasst hatten, und wir heirateten. Ganz zufällig war Ruth Schuetz dort schon einige Jahre Mitglied, und so trafen wir uns dort wieder.

1950 wurde unsere erste Tochter geboren. Ich arbeitete in der Landwirtschaft, ging auf einen Wirtschaftskurs, wurde für 2 Jahre Wirtschaftsleiter des Kibbuzes (später, 1958, ein zweites Mal). 1953 wurde die zweite Tochter geboren, 1955 ein Sohn, der später im Alter von zwei Jahren, an Krankheit starb. 1958 bekamen wir wieder einen Sohn, und 1963 eine Tochter. Heute haben wir von den zwei ältesten Töchtern 5 Enkelsöhne.

In den sechziger Jahren begann ich, Mathematik zu lehren, ohne weitere Ausbildung. Den 6-Tag Krieg und den Jom Kippur Krieg erlebten wir im Kibbuz (der sich an der ehemaligen syrischen Grenze befindet), mit unseren Kindern einige Wochen in Unterständen. Heute ist die Grenze glücklicherweise um 20 km weiter «verlegt».

Von 1973-1975 studierte ich Mathematik an der Haifa Universität und beendete schliesslich mit 50 Jahren den Master.

Seither lehre ich weiter teilweise Mathematik, teilweise arbeite ich in der Buchhaltung.

Im Herbst 1983 machte ich meine erste Auslandsreise aus Israel, fuhr mit meiner Frau nach Berlin, Südfrankreich, La Hille, und als wir in Wien Cilly und Renate besuchten, schlugen diese vor, dieses Treffen zu veranstalten.

Peter

Seine Erinnerung täuscht ihn. Es war nicht Anne-Marie Piguet, die diese jungen Leute in Empfang nahm, sondern Renée Farny.

Ruth Schuetz – Usrad
Kibbuz Ikhavoth Habashan
Israel

Nach unserer Befreiung vom Konzentrationslager Vernet, im August 1942, dank Mr. Dubois und dem Schweizerischen Roten Kreuz, war uns allen bewusst, dass im Kinderheim «La Hille» und im Vichy Frankreich unser Leben in ständiger Gefahr war.

Einigen Kameraden von La Hille war es gelungen, die schweizerische Grenze zu überschreiten. Es war auch mein Ziel.

Am Neujahr 1943 verliessen Lixie und ich La Hille, versehen mit einer Adresse in Lyon, die uns Herr Lyrer gab, dazu etwas Proviant und Geld.

Bald stellte es sich heraus, dass auch die Schweizer Grenze für Flüchtlinge über 16 Jahre alt gesperrt war.

So gab es nur zwei Möglichkeiten: zurück nach La Hille, oder irgendwo in Frankreich unterzutauchen.

Es gelang mir, eine falsche Identitätskarte zu bekommen. Mein Name war nun Renée Blanc, geboren in Strassburg.

Ich nahm eine Stelle auf einem Bauernhof an, in der Nähe von Grenoble. Bald merkte man im Dorf, dass irgendetwas mit der Renée nicht so ganz in Ordnung war.

Ende des Sommers 1943 ging ich nach Grenoble, dort arbeitete ich an verschiedenen Stellen und schlug mich so durchs Leben.

Per Zufall fand ich in Grenoble Kontakt zu jungen Leuten von der M.j.S.-Mouvement de jeunesse Sioniste – und nach kurzer Zeit war ich aktives Mitglied der Bewegung, jetzt arbeitete ich für die «Résistance juive». Meine Aufgabe war «Liaison». Ich war in Verbindung mit den «Maquis», und brachte Nachrichten, falsche Papiere und Geld zu den versteckt lebenden Menschen. Meine Zone erstreckte sich von der «Haute Savoie», bis nach Lyon und bis nach Annecy und Briançon.

Wir organisierten auch Kindertransporte nach der Schweiz, auf diese Art kam auch meine Schwester Betty in die Schweiz.

In Folge einer sehr gewagten Aktion wurde ich von der Gestapo gesucht. Ich hatte mich als Deutsche, die für die Gestapo arbeitet, ausgegeben und auf diese Weise ein Kind gerettet.

Ich musste jetzt aufs schnellste Grenoble verlassen. Man versorgte mich mit einem neuen Ausweis, mein Name war nun Renée Sorel, in Belgien geboren. Ich kam nach Toulouse, und mit Hilfe der Organisation «Armée juive», überschritt ich im Juni 1944, mit einer Gruppe von jungen jüdischen Ixuten, die Pyrenäen. Unser Marsch dauerte etliche Tage, bis wir erschöpft in Andorra und dann in Spanien, ankamen. In Spanien sorgte der joint für mich, und Anfang November 1944 stieg ich im Hafen von Cadix auf ein portugiesisches Schiff, nach Palästina, diesmal legal, was die englische Behörde nicht daran hinderte, mich sofort bei Ankunft zu internieren, auf Grund Einwanderer deutscher Herkunft.

Seit 1945 lebe ich im Kibbuz Lehavoth Habashan, und gehöre zu den Gründern des Kibbuzes.

Ich bin verheiratet und habe vier Söhne. Zwei meiner Söhne sind verheiratet, und ich habe zurzeit fünf Enkelkinder.

Ich habe in Israel Krankenschwester gelernt und arbeite in der Klinik unseres Kibbuzes. Mein Mann ist auch aus Deutschland, er arbeitet im Kibbuz bei der Gartenanlage.

Mein ältester Sohn ist Journalist und arbeitet in der Nachrichtenabteilung am Radio, der zweite ist Maschineningenieur, die beiden jüngsten, ein Zwillingpaar, sind noch in der Armee, in unserer Luftwaffe, und werden als Piloten ausgebildet.

Ich bin auch heute noch in Verbindung mit Kameraden aus der Zeit der Résistance und Mitglied des Verbandes «Les Anciennes de la Résistance juive en France».

Jahrgang 1925 war ich beim Einmarsch der Deutschen Truppen in Österreich 13 Jahre. Mein Vater musste aus rassischen und politischen Gründen nach Prag flüchten und später – 1939 – nach England.

Im Dezember 1938 flüchtete ich mit meiner Mutter mit Hilfe eines Fluchthelfers nach Holland. Dort wurden wir ausgeraubt und von der Polizei in Herlen, Provinz Limburg der Gestapo an der deutschen Grenze übergeben.

Im Januar 1939 flüchtete ich – 13½ Jahre alt – alleine mit einem Fluchthelfer nach Belgien und landete schliesslich im Home Speyer in Anderlecht/Brüssel. Diese Flucht wurde von derselben Fluchthelferorganisation veranlasst, die uns vorher in Holland ausgeraubt hatte, um gegenüber der anderen in Köln auf eine Fluchtmöglichkeit wartenden Fluchtwilligen zu dokumentieren, dass sie für die Ausraubung unschuldig sind und dies eine Soloaktion eines Helfers war. Man machte meiner iMutter den Vorschlag, dass man mich kostenlos nach Belgien bringe – aber nur mich.

Nach der Verhaftung und dem Aufenthalt im Konzentrationslager Vernet im September 1942, flüchtete ich schliesslich im Dezember 1942 mit meinem Freund Norbert Stückler über die Pyrenäen nach Spanien. Diese Flucht machten wir zum grössten Teil ohne Hilfe eines Fluchthelfers. Wir wurden nach 3 Tagen schliesslich im Pueblo de Litlett bei Berga nahe Manresa in den Bergen der Pyrenäen verhaftet und schliesslich ins Gefängnis nach Barcelona gebracht.

Am 3. Januar 1943 wurden wir von Franco aufgrund einer Neujahrsamnestie aus dem Gefängnis entlassen.

Norbert ging zu seinem Bruder in die Vereinigten Staaten und ich – mit Erreichung meines 18. Lebensjahres – am 26. Dezember 1943 mit einer Gruppe von über 1'000 Flüchtlingen aus Frankreich, alle im militärpflichtigen Alter, über Madrid, Malaga mit 2 alliierten Schiffen über Gibraltar nach Casablanca, wo wir am 4. Januar 1944 eintrafen. Der Versuch, von dort zu meinem Vater nach England zu kommen, scheiterte ebenso wie seinerzeit aus Barcelona, und so meldete ich mich bei der Freien Französischen Armee als Freiwilliger, wo ich dann im September 1944 zusammen mit den Amerikanern im Rahmen der Landung in Südfrankreich als Panzerfahrer eines Panzeraufklärungsregiments der 5. Französischen Panzerdivision nahe Saint Tropez mit 2'000 Kriegsschiffen landete.

Bis zum Ende des Krieges führte ich dann mit der ersten Französischen Armee die Befreiung einer Vielzahl von bekannten Städten, wie Marseille, Avignon, Lyon, Belfort, Colmar, Stuttgart bis Singen und Sigmaringen im Allgäu durch. Ich war dann noch eine Zeitlang in der französischen Militärverwaltung tätig in Wien, nachdem ich die Möglichkeit hatte, zu meiner Mutter nach Wien zurückzukehren. Mein Vater blieb Zeit seines Lebens in England und kehrte nicht mehr nach Österreich zurück.

In der Folge begann ich dann ein Studium als Schwachstromingenieur, später wechselte ich zum Wirtschaftsingenieur/Maschinenbaustudium, das ich allerdings mehrmals unterbrechen musste, teils aus wirtschaftlichen Gründen, teils wegen Krankheit; ich hatte Lupus Vulgaris, also Hauttuberkulose aufgrund der Entbehrungen des Krieges und musste mich auskurieren lassen. Glücklicherweise war diese Krankheit 1946 bereits

heilbar. Teils allerdings auch waren die Strapazen des Studiums daran schuld und in der Folge meine Leistungen unzureichend.

Ich beendete 1960 mein Studium als Wirtschaftsingenieur und ging in die Unternehmensberatung als Arbeitstechniker, Betriebswirtschaftler und später Marketingfachmann.

1968 bekam ich das Angebot, nach Deutschland zu gehen und bei AEG-Telefunken das Produktmanagement zu übernehmen.

1972 machte ich mich in Düsseldorf selbständig als Unternehmensberater.

Ich bin heute mit 3 Beratungsgesellschaften national und international tätig. U.a. für den Bereich des industriellen Marketings, vornehmlich für die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft in Brüssel für die Dritte Welt. Meine Tätigkeit führt mich und meine Mitarbeiter nach ganz Westeuropa, Zentraleuropa, Afrika und Asien.

Ich bin gesund und habe 2 Kinder, davon ist meine Tochter mit 32 Jahren als Doktor der Theaterwissenschaften in Wien beim Theater der Jugend als Dramaturgin beschäftigt und mein Sohn mit 19 Jahren noch in der Berufsausbildung in Neuss.

Inge Nowakowska (Schrageheim)
White Eagle. 9 Kearton Close
Kenley Survey CR 25 EN, England

In 1942 bin ich illegal mit Leo Levin in die Schweiz eingewandert. Aber einige Tage später wurde ich zurückgesandt, mit vielen anderen Juden, an verschiedenen Grenzen. Mehr Glück als Verstand hatte ich, als ich den Weg nach Annecy zurückgefunden habe. Dann fing das illegale Leben wieder in Frankreich an, und war ich einmal nach La Hille zurück und zusammen mit Edith Goldapper, versuchten wir in die Schweiz zurückzugehen. Edith ging zuerst und ich einige Monate später (1943). Dieses Mal konnte ich dort bleiben, und wurde mit meiner Mutter vereint. In Montreux, in einem schönen Hotel, wurden wir dann eingegliedert. Dort arbeitete ich dann auf dem Bureau bis 1945.

Die italienischen Juden gingen nach dem Kriege wieder zurück nach Italien, und ich habe mich dann entschlossen mit ihnen zu gehen. Ich hatte keinerlei italienische Papiere (meine Mutter kam auch mit). Es war nicht zu schwierig, den Zollbeamten eine kl. Geschichte zu erzählen. Ich kam im Mai 1945 in Milano an. Trotzdem ich weder Papiere noch irgendwelche Hilfe bekam, ist es mir gelungen, ein Leben dort aufzubauen; all dies zu beschreiben, wäre zu lang. Hatte eine gute Stellung mit der Unra und Allied Commission. 1946 lernte ich dann meinen Mann kennen, der in der polnischen Armee war, unter englischer Flagge. Im September 1946 wurde er nach England gesandt, und kurz darauf folgte ich ihm und dann später meine Mutter.

Das Leben in England war nicht zu leicht, jedoch schafften wir uns hoch, hatten unser eigenes Geschäft und unser schönes Heim. Es ist uns gelungen, auch meine Schwiegermutter aus Polen herauszuholen. Sie lebte mit uns 10 Jahre lang.

Inge Nowakowska-Schrageheim

Anhang III

(Die Kinder)

Kinder und Jugendliche von der Kolonie Seyres. Sie verliessen mit Hilfe der Quäker Europa und wurden nach Amerika gebracht – v o r dem Lager Vernet (194 1-1942):
(In Klammern die Geburtsdaten)

Blau Rosa (6.10.1931)	Rinsberg Werner (27.2.1924)
Eisler Bernard (14.10.1928)	Weinmann Rolf (19.5.1931)
Findling Joseph (21.6.1928)	Steuer Antoinette (24.7.1936)
Findling Martin (8.8.1932)	Steinhardt Kurt (27.7.1930)
Findling Siegfried (4.12.1930)	Steinhardt Jules (27.7.1930)
Flanter Klara (21.6.1929)	Sostheim Klaus (3.1.1926)
Kammer Herbert (15.6.1931)	Schlimmer Hanni (26.1.1926)
Kantor Arthur (7.6.1926)	Wolfert Willy (29.9.1930)
Krolik Max (10.9.1928)	Kantor Eva (26.6.1928)
Krolik Rosette (24.8.1933)	Eckmann Gérard (7.8.1929)
Obersitsker Gert (14.8.1925)	Flanter Lore (15.11.1934)

Im Lager Vernet (26. August 1942) – alle 1926 oder vorher Geborene»:

Berlin Inge 24.6.1923 Coblenz	Landesmann Pierre 22.5.1925 Wien
Blumenfeld Charles 29.3.1924 Breslau	Leistner Rita 24.1.1925 Wien
Brunell Henri 19.7.1925 Köln	Lewin Léon 23.1.1925 Falkenberg
Brunell Ilse 11.1.1923 Köln	Moser Kurt 20.5.1925 Hannover
Dortort Emile 7.8.1924 Bottrop	Nussbaum Adolphe 10.1.1925 Rheydt
Elkan Bertrand 24.5.1922 Dinslaken	Rosenblatt Else 25.11.1925 Langendrer
Epstein Werner 14.12.1923 Berlin	Roth Jacques 11.1.1925 Sterkrade (Pol.)
Garfunkel Jean 21.4.1924 Königsberg	Salz Pierre 14.2.1926 Berlin
Goldapper Edith 12.11.1924 Wien	Schütz Ruth 31.3.1925 Berlin
Grabkiwicz Alice 30.10.1924 Wien	Moser Edith 28.12.1924 Hannover
Helft Inge 21.3.1926 Murzen	Schragenheim Inge 4.12.1924 Köln
Herz Ruth 18.4.1922 Holtzheim	Seelenfreund Irma 21.4.1921 Frankfurt
Hochberger Adele 15.9.1926 Berlin	Steinberg Frieda 23.12.1924 Wien
Joseph Inge 19.9.1925 Darmstadt	Storosum Henri 17.10.1923 Köln
Kamlet Manfred 14.6.1925 Berlin	Strauss Walter 5.2.1925 Duisburg
Kamlet Walter 22.10.1922 Berlin	Stückler Norbert 25.5.1925 Wien
Kern Margot 9.10.1926 Aschersleben	Vos Manfred 5.6.1924 Köln
Klein Helga 18.9.1925 Mannheim	Wolfgang Luzian 2.11.1925 Wien
Klein Kurt (Ontsé) 11.12.1925 Mattersb. und Frau und Herr Schlesinger. Es waren	Wulf Lise 25.12.1925 Stettin etwa 40 Personen.

Flucht der Grossen zwischen dem 20.12.1942 und dem 4.1.1943

I. Nach Spanien:

Die Frank, ehemaliger Leiter der Kolonie
Berlin Inge (24.6.1923) gerettet
Wolfgang Luzian (2.11.1925) gerettet
Stückler Norbert (25.5.1925) gerettet

II. Sie versteckten sich in Frankreich und kehrten nicht mehr nach La Hille zurück:

Grabkiwicz Alice (30.10.1924)
Landsmann Pierre (22.5.1925)
Leistner Rita (24.1.1925)
Steinberg Frieda (23.12.1924) 1945: Arbeit im Schulmedizinischen Zentrum von
Mégève
Schütz Ruth (31.3.1925) In der Résistance

*III. Sie gingen durch die Kolonie St-Cergue und wurden wohlbehalten in die Schweiz gebracht
(Renée Farny):*

Garfunkel Jean (21.4.1924)	Rosenblatt Regina (29.8.1927)
Klein Helga (18.9.1925)	Roth Jacques (11.1.1925)
Klonover Ruth (9.9.1924)	Salz Pierre (14.2.1926)
Lewin Léon (23.1.1925)	Wulf Else (25.12.1925)
Rosenblatt Else (25.11.1925)	Kern Margot (9.10.1926)

*IV. Diese Fünfergruppe ging in der Nacht vom 1. auf den 2. Januar 1943 und wurde
aufgegriffen:*

Helft Inge (21.3.1926) deportiert
Hochberge Adele (15.9.1926) deportiert
Vos Manfred (8.6.1924) deportiert
Strauss Walter (5.2.1925) zurück ins Schloss
Joseph Inge (19.11.1925) zurück ins Schloss

*V. Sie kehrten ins Schloss zurück; die meisten wurden an der Schweizer Grenze zurückgeschickt
(Datum der Rückkehr ins Schloss):*

Blumenfeld Charles (29.3.1924) 4.2.1943
Elkan Bertrand (24.5.1922) 3.3.1943
Joseph Inge (19.9.1925) Anfang Januar
Klein Kurt (Ontzé) (11.12.1925) Datum unbekannt
Nussbaum Adolphe (10.1.1925) 1.2.194,3
Oehlbaum Rudi (13.9.1927) 8.2.1943
Schrageheim Inge (4.12.1924) 17.4.1943
Strauss Walter (5.2.1925) Anfang Januar

Einzel- Deportation:

Dortort Emile (7.3.1924) wurde am 13. Februar 1943 von der Compagnie des Travailleurs étrangers nach Saint-Jean-de-Verges vorgeladen. Am 1. März 1943 wurde er deportiert.

Sie wurden am 23. Februar 1943 von französischen Gendarmen auf La Hille aufgegriffen:

Schlesinger Ernst, Ehemann von Flora Schlesinger, deportiert
Elkan Bertrand (24.5.1922), Lager Gurs, deportiert
Strauss Walter (5.2.1925), Lager Fürs, deportiert
Brunell Henri (19.7.1925) Lager Gurs, zurück ins Schloss
Kamlet Manfred (14.6.1925) Lager Gurs, zurück ins Schloss

Die Grossen, die ausserhalb vom Schloss zum Landdienst plaziert wurden (14. April 1943):

Blumenfeld Charles (29.2.1924) c/o E. Savignol, Lézat/Isère
Chaïm Edgar (1924?) c/o Schmutz, Le Tambouret/Escosse
Epstein Werner (14.7.1923) c/o Schmutz, Le Tambouret/Escosse
Moser Kurt (20.6.1922) c/o Milleret, Le Couterct/Cérisols
Wertheimer Fritz (Geburtsdatum unbekannt; kam später ins Schloss)

Die vier gingen nach Spanien und wurden aufgegriffen (10.6.43):

Blumenfeld Charles, deportiert
Epstein Werner, kam zurück; siehe seinen Bericht
Moser Kurt, deportiert
Wertheimer Fritz, deportiert

Die vier Grossen, die am 8. September 1943 im Zwiebelkeller versteckt wurden, als die Polizei von Foix kam:

Brunell Henri (19.7.1925), Flucht; in Frankreich
Storosum Henri (17.10.1923), Flucht; in Frankreich
Nussbaum Adolphe (10.1.1925), in die Schweiz
Kamlet Manfred (14.5.1925), blieb im Schloss

In die Schweiz durch den Risoud (September 1943 bis Mai 1944) – Victoria Cordier:

Nussbaum Adolphe (10.1.1925), Rheydt
Joseph Inge (19.9.1925), Darmstadt
Moser Edith (28.12.1924), Hannover
Kamlet Manfred (14.6.1925), Berlin
Goldapper Edith (12.6.1924), Wien
Schragenheimer Inge (4.12.1924), Köln

Schlesinger Flora die Köchin der Kolonie, Wien
Schlesinger Paul, ihr Sohn (8.6.1929), Wien
Kamlet Walter (22.10.1922), Berlin

Die Kindergärtnerin Gret Tobler passierte am 10. Dezember 1943 ohne Visum die Grenze mit:

Bernhard Inge (24.7.1928), 15 jährig
Rosenblatt Toni (31.8.1931), 12 jährig

Diese jüdischen Kinder unter 18 Jahren wohnten auch im Winter 43/44 im Schloss:

Backenheimer Ruth	Kulberg Fanny (26.5.1929)
Bergmann Pierre	Kulberg Rita
Berlin Egon (17.1.1928)	Kwaezkowski Gérard (2.3.1926)
Dessauer Trudi	Lind Gerti (27.5.1927)
Dortort Joseph (27.5.1928)	Manasse Gustave (1.7.1931)
Fernenbuk Eva	Manasse Manfred (27.8.1935)
Goldmark Rosa (28.10.1927)	Riemann Renée
Herz Georges (27.8.1928)	Rosenfeld Frieda (22.5.1927)
Jankielewitz Edith (29.8.1931)	Storosum Martha (3.3.1927)
Kriegstein Friedl	Stueckler Cilly (25.7.1929)
Kokotek Irene (13 Jahre)	Vos Henri (25.7.1933)
Kokotek Guita (13 Jahre)	

Die drei waren älter als 18:

Kamlet Walter (22.10.1922)
Klein Kurt (Ontzé) (11.12.1925)
Seelenfreund Irma (21.4.1921)
Ehlbaum Rudi (13.11.1927) verliess das Schloss am 3.8.1943, wurde bei dem Bauern
M. Roubichon, Varilhès plaziert

Anmerkungen zum Vorwort

- 1 Edgar Bonjour; Geschichte der schweizerischen Neutralität, Basel 1970, Bd. 6, S. 37.
- 2 Bundesratsbeschluss vom 16. März 1942.
- 3 Bundesarchiv Bern (in der Folge zitiert BA, Bern), E 2001 (D) 2/189, Zirkular der Polizeiabteilung des eigenössischen Justiz- und Polizeidepartements, 23. Mai 1941.
- 4 BA, Bern, E 2001 (D) 2/188, Notiz für Bundesrat Pilet-Golaz, 24. Februar 1942.
- 5 BA, Bern, E 2001 (D), Rede vom 11. Juni (Übersetzung M. v. D.) Original – «... Et pourtant, notre neutralité, cette neutralité qui fait corps avec nous depuis des siècles, cette neutralité qui n'est ni le geste craintif des jours critiques ni le fruit douteux d'un calcul, cette neutralité, nécessité absolue de notre cohésion intérieure, indispensable postulat de la féconde collaboration dans notre petite Patrie des civilisations rayonnantes qui ont fait la gloire de l'Europe, cette neutralité, si elle garde claire conscience de sa raison d'être et de sa vocation, peut se hausser à son tour à la grandeur. A la grandeur du sacrifice – toute grandeur est faite de sacrifices. Pas le sacrifice suprême du sang devant lequel un peuple comme le peuple suisse – toujours prêt à l'accomplir pour son indépendance, son histoire et son armée en témoignant hautement – sait s'incliner avec respect. Un sacrifice moins éclatant peut-être de bravoure extérieure, mais réel tout de même par sa constance et son abnégation, le sacrifice de s'oublier soi-même pour les autres ...»
- 6 B A, Bern, E 2001 (D) 2/187.
- 7 B A, Bern, E 2001 (D) 3/183, Unterredung mit Walter Stucky in Bern, 2. September 1942.
- 8 B A, Bern, E 4800 (A), 190/196.
- 9 BA, Bern, E 2001 (D) 3/183, Notiz vom 11. September 1942, Büro von de Haller, und E 2200, Paris, Archiv Nr. 23, Rapport von Stucky zuhanden von Pilet-Golaz, 14. September 1942.
- 10 BA, Bern, E 4001 (C) 1/257, Briefe vom 15. und 23. Oktober 1942.

Anmerkungen zum Inhalt

- 1 *A l'ombre de la Croix*; Tharaud Jérôme (1874-1953) und Jean (1877-1952) Darstellungen der jüdischen (*A l'ombre de la Croix*, 1917; *La Rose de Sarou*, 1927) und der mohammedanischen Welt (*La fête arabe*, 1912; *Les cavaliers d'Allah*, 1935; *La chaîne d'or*, 1950). Beide wurden in die Académie Française aufgenommen, (1938 und 1946).
- 2 Pilet-Golaz, Marcel (1889-1958), Bundesrat von 1929 bis 1944, Vorsteher des Departements des Innern, Post und Eisenbahn (1929-1940), dann des politischen Departements (1940-1944).
- 3 In Gurs: Elsbeth Kasser, Emmi Ott.
- 4 Eugen Lyrer war während langer Jahre der Sekretär von Pierre Cérésolc, dem Gründer des internationalen Zivildiensts.
- 5 Fritz Wertheimer, Adoptivsohn von Elsbeth Kasser, den sie so retten zu können hofft.
- 6 Jean Garfunkel (21.4.1924)

- 7 Siehe beigefügte Listen.
- 8 Walter Strauss (5.2.1925) aus Duisburg.
9 Kurt Moser (20.6.1922) Bruder von Edith (28.12.1924), aus Hannover.
- 10 Luzian Wolfgang (2.11.1925) aus Wien.
- 11 Norbert Stückler (25.5.1925) aus Wien.
- 12 Herr und Frau Frank, frühere Kolonieleiter.
- 13 Inge Berlin (24.6.1923).
- 14 Egon Berlin, ihr Bruder (17.1.1928).
- 15 Lotte Nussbaum (19.8.1923) bricht am 17. Mai auf, um in der Kolonie von Saint-Cergues arbeiten zu gehen und passiert heimlich die Schweizer Grenze.
- 16 Renée Farny, Mitarbeiterin des Schweizerischen Roten Kreuzes.
- 17 Diejenigen, die wohlbehalten die Grenze passieren (siehe beigefügte Liste).
- 18 Madame Germaine Hommel, Leiterin der Kolonie Saint-Cergues.
- 19 Walter Strauss (5.2.1925) aus Duisburg.
- 20 Inge Joseph, die Blonde (19.9.1925).
- 21 Inge Helft (23.3.1926), deponiert; Manfred Vos (8.6.1924), deportiert; Adèle Hochberger (15.9.1926), deportiert.
- 22 Gret Tobler, Kindergärtnerin, zunächst in Banyuls (15.11.1942), kommt von da nach La Hille (5.1.1943).
- 23 Margrit Tännler, vom SRK-Kinderhilfswerk angestellt, Hauswirtschaftslehrerin.
- 24 Madame Terrier, Leiterin des Büros für Patenschaften und für die Unterbringung französischer Kinder in den Kolonien.

- 25 Der Brief, aus dem nachfolgend zitiert wird, ist in deutscher Sprache abgefasst.
- 26 Inge Schragenheim, die Dunkelhaarige, (4.12.1924) aus Köln.
- 27 Alice Grabkiwicz (30.10.1924). Pierre Landsmann (22.5.1925). Rita Leistner (24.1.1925).
- 28 Frieda Steinberg (23.12.1924).
- 29 Emile Dortort (7.3.1924), Bruder von Joseph Dortort (27.5.1928). Bei der genannten «Compagnie» handelt es sich um die Organisation, die junge Franzosen und Ausländer nach Deutschland als Arbeitskräfte verschickte.
- 30 Walter Strauss (5.2.1925), Lager von Gurs, deportiert. Bertrand Elkan (24.5.1922), Lager von Gurs, deportiert. Henri Brunell (19.7.1925), Lager von Gurs, Rückkehr ins Schloss. Manfred Kamlet (14.2.1925), Lager von Gurs, Rückkehr ins Schloss.
- 31 Siehe beigefügte Liste.
- 32 Walter Kamlet (22.10.1922), aus Berlin, Bruder von Manfred Kamlet (14.6.1925).
- 33 Edith Goldapper (12.11.1924), aus Wien.
- 34 Henri Storosum (17.10.1923), Bruder von Martha Storosum (Köln).
- 35 Adolf Nussbaum (10.1.1925), Bruder von Lotte Nussbaum, bereits in der Schweiz.
- 36 Joseph Dortort (17.5.1928), Bruder Emil Dortorts, der bereits deportiert worden ist. Joseph schliesst sich den «Forces Françaises du Travail» an, (14.6.1944).
- 37 Rudi Ehlbaum (13.11.1927) von Fräulein Tännler am 3. August 1943 beim Bauern Roubichon in Varilhes plaziert, später in der Fremdenlegion.
- 38 Werner Epstein (14.12.1923), heiratet später Gerti Lind (27.5.1927).
- 39 Die der Sperrzone entlangführende Strasse.
- 40 Luce Farny, Hedwig Kündig, Irène de Sax usw. Die Familie Parera: Monsieur Parera, Spanier, ist Vertrauensmann der Dubois.
- 41 Sebastian Steiger, Primarlehrer aus Basel, Ankunft am 23. August 1943.
- 42 André Boschy, ein Widerstandskämpfer, später von der Gestapo festgenommen und deportiert. Marinette Savary, Schwägerin von Georges Golay-Savary.
- 43 Paul Vogt, in Zürich-Hottingen, der bekannte «Flüchtlingspfarrer».
- 44 Siehe beigefügte Liste.
- 45 Irma Seelenfreund (21.4.1921).
- 46 Kurt Klein (11.12.1925).
- 47 Walter Kamlet (22.10.1922).
- 48 Siehe beigefügte Liste.
- 49 Cécile Flaischr.
- 50 Sylvain Flaischr.
- 51 Der Polizist Desseigne.
- 52 Persönlichkeit aus der französischen Widerstandsbewegung in der Region von Champagnolc. Dank ihrer Diplomatie und ihrer Kühnheit ist sie eine wichtige Verbindung für den schweizerischen Nachrichtendienst.

*Die Herausgabe dieses Buches wurde ermöglicht
durch Beiträge
der Stiftung Pro Helvetia,
der Stadt Bern
und des Kantons Bern*

Alexander Grossman

Nur das Gewissen –
CARL LUTZ
und seine Budapester Aktion
Geschichte und Porträt

Die Auseinandersetzung um die Asylpolitik der Schweiz steht erneut im Spannungsfeld zweier Pole: hier die spontane Mitmenschlichkeit, da der Bezug auf demokratisch gesetzte Normen. Da ist es gut, wenn rückblickend gezeigt werden kann, dass Rechtsempfinden und Zivilcourage, Menschlichkeit und Amtstätigkeit sich in schwieriger Zeit nicht ausschliessen – im Gegenteil. Neben dem St. Galler Polizeihauptmann Grüninger wirkte ein anderer Schweizer aus ähnlichen Motiven: Carl Lutz.

Alexander Grossman, ein enger Mitarbeiter von Carl Lutz in Budapest, hat dessen Wirken in der ungarischen Hauptstadt in einem bewegenden, reich dokumentierten Buch nachgezeichnet. Er schreibt: «Es gab einen Mann, diesen Schweizer Humanisten, der aus seiner antifaschistischen Überzeugung heraus stets an der Seite der Verfolgten stehen würde, auf den in jeder Situation zu zählen war. In dieser wilden, unmenschlichen Zeit hatten wir einen Menschen gefunden, der seine Karriere, ja sein Leben aufs Spiel setzte, um Verfolgten zu helfen.» *Berner Zeitung*

Verlag im Waldgut